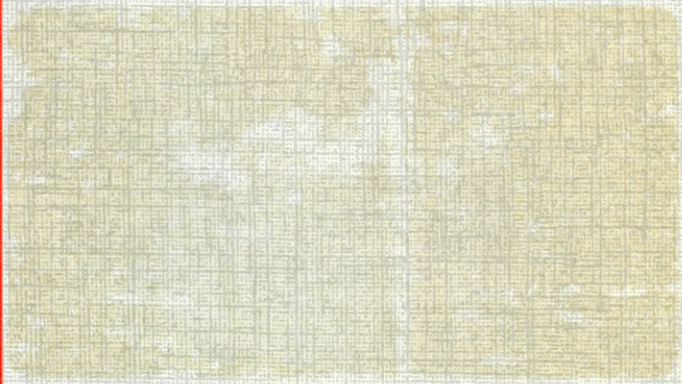


PQ
4272
G5A38
Bd.1
T.1

Bibliothek

des

Frohsinns.

Neue Folge.

Ite Section.

Bocaccio's Dekameron.

Erstes Bändchen.

Stuttgart 1841.
Franz Heinrich Köhler.

776

Bibliothek

des

Frohsinns.

Neue Folge.

I^te Section.

Boccaccio's Dekameron.

Erstes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

Das

Dekameron

von

Boccaccio.

Neu übersetzt

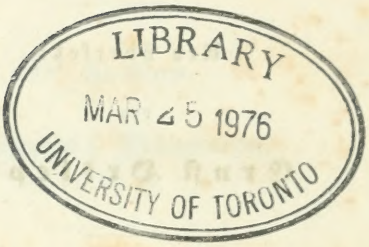
von

Ernst Ortlepp.

Erster Theil.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

PQ
4272
G5A38
Bd. 1 T. 1



Holde Frauen, so oft ich bedenke, wie mitleidig ihr von Natur seyd, so fühle ich, wie ernst und ermüdend für euch der traurige Anfang dieses Werkes seyn wird, welches mit der betrübenden Erinnerung an die verheerende Pest beginnt, die alle, die Zeuge davon waren, mit Jammer erfüllte. Doch bitte ich euch, ihr möget euch nicht durch die Vorstellung vom Weiterlesen abhalten lassen, als sey die Lektüre wie ein Pfad, der nur an kläglichen und schmerzlichen Szenen vorüberführt; o nein, es ist nur im Anfang so abschreckend, gleich dem mühsamen Erklimmen eines rauhen steilen Gebirges, hinter welchem eine anmuthig sich ausbreitende Ebene um so überraschender und erfreulicher vor den Blicken liegt, je beschwerlicher das Auf- und Absteigen war. Gerne hätte ich eine andere Einleitung gewählt, allein in ihr liegt die Veranlassung zu dem, was später folgt.

Im Jahre 1348 war es, als das herrliche Florenz, diese vor vielen schöne Stadt, von der todtbringenden Pest heimgesucht wurde, die, vom Morgenlande kommend, wo sie durch Einflüsse der Planeten entwickelt oder von Gott als Geißel herabgesandt worden war, im gerechten Zorn über der Menschen sündhaften Lebenswandel, dort schon zahllose Schaaren vertilgt hatte und Schritt vor Schritt unaufhaltsam sich zum allgemeinen Entsetzen über die Länder der abendländischen Reiche verbreitete.

Obwohl man nichts versäumte, was die Vorsicht gebot, und menschliche Klugheit durch Ergreifung zweckmäßiger Maßregeln vermochte, wie der allgemeinen Reinigung der Stadt, der Aufstellung von besondern Gesundheitsbehörden, welche über die Abwendung der Krankheit sich berietben und allen Kranken den Eintritt in die Stadt verwehrten, so war doch alles vergeblich.

Ebenso waren die zahlreichen Prozessionen frommer Leute, welche flehende Gebete auf diese und andere Weise zum Himmel schickten, ohne Erfolg. Mit Anbruch des Frühlings genannten Jahres kündigte sich die Krankheit durch auffallende Fälle auf heftige Art an. Beim Beginn der Krankheit, die hier nicht, wie im Orient, von Nasenbluten begleitet war, als einem sicheren Zeichen unvermeidlichen Todes, entstanden bei Männern gleichwie bei Frauen in den Achselhöhlen und an den Weichen Auswüchse von der Größe eines Apfels oder eines Eies, bei einigen in größerer, bei andern in kleinerer Zahl, denen man den Namen Pestbeulen beilegte, und die sich von jenen Körpertheilen aus ohne Ausnahme schnell über alle übrigen verbreiteten. Hierauf nahm die Krankheit eine andere Form an, indem viele auf den Armen, den Lenden und an andern Gliedern schwarze und bräunliche Flecken bekamen, einige nur wenige aber große, andere kleinere aber zahlreicher. Diese Flecken waren, wo sie sich zeigten, ebenso ein gewißes Zeichen des Todes, als es früher bei andern die Pestbeulen gewesen oder auch zum Theil noch waren.

Weder die Rathschläge der Aerzte noch die Heilkräfte von Arzneien waren zur Hebung dieses Uebels von Nutzen oder Wirkung.

Lag es in der Natur der Seuche oder in der Unkenntniß der Aerzte, deren Zahl damals neben den eigentlichen durch Wissenschaft gebildeten noch durch eine große Menge

Ableben, oder durch ihre Flucht, gleich Fremden, dem Elende preisgegeben haben. Kein Vorwurf kann uns mithin treffen, wenn wir diesen Vorschlag ausführen, wohl aber Plagen und Leiden, vielleicht selbst der Tod, wenn wir ihn nicht befolgen. Geht ihr hierauf ein, so wird es gut seyn, unsern Dienstboten zu befehlen, uns unsere Bedürfnisse dort hin zu bringen; darauf verweilen wir heut hier, morgen dort, uns ergötzend und belustigend, wie es die Umstände erlauben, diese Lebensart fortzusetzen, bis wir, wenn uns Freund Hayn keinen Strich durch die Rechnung macht, das Ende dieser trübseligen Periode erleben. Ich gebe euch noch zu bedenken, daß ein schuldloses Entfernen weniger gemißbilligt werden kann, als das zweideutige Verweilen Anderer".

Die andern Mädchen billigten nicht nur vollkommen Pampinea's Plan, sondern hatten schon begierig unter sich die Art der Ausführung besprochen, gleich als sollte diese auf der Stelle vor sich gehen. Allein Philomele, ein gar verständiges Mädchen, hub also an: „Liebe Freundinnen, obwohl Pampinea's Vorschlag sehr gut ist, so laßt uns doch nicht mit der Eile ans Werk gehen, als ihr es zu thun willens seyd. Bedenkt, daß wir lauter Frauenzimmer sind; keine von uns ist so unerfahren, daß sie nicht wüßte, wie übel wir ohne Hülfe von Männern berathen sind. Bedenkt, daß wir unbeständig, eigensinnig, mißtrauisch, voll Kleinmuth und Furcht sind, und aus diesen Gründen besorge ich, daß dieser Verein in Ermangelung anderer Leitung als unserer eigenen, sich zeitig und gewiß nicht mit Anstand auflößen wird. Deßhalb rathe ich zu Vorsicht, ehe wir an die Ausführung gehen. Hierauf sagte Elise: In Wahrheit sind die Männer das Haupt der Frauen, und ohne ihren Beistand gedeihet selten ein Unternehmen der Weiber zum glücklichen Ziel. Aber wo sollen wir Männer

finden? Uns allen ist bekannt, daß fast alle unsere Angehörigen ums Leben kamen, und die noch am Leben sind, entfliehen der Drangsal, wie wir es im Begriffe sind, ohne daß wir wüßten, wo und in welcher Gesellschaft sie sind. Unbekannte einzuladen, verbietet die Sittsamkeit, denn sind wir auf unser Wohl bedacht, so müßen wir solche Maaßregeln treffen, daß wir nicht statt Ruhe und Vergnügen am Ende Verdruß und Aergerniß ernten."

Während die jungen Damen in diesen Gesprächen begriffen waren, traten unerwartet drei junge Männer in die Kirche, von denen jedoch auch der jüngste schon fünfundzwanzig Jahre zählte. Weder die Trübsale jener Zeit, noch der Verlust ihrer Freunde und Verwandte, noch auch die Sorge für das eigne Leben hatten vermocht, in ihrem Herzen das Feuer der Liebe abzukühlen oder gar auszulöschen. Der eine von ihnen hieß Pamphilus, der andere Philostratus, der dritte Dioneus. Diese drei, alle artig und gebildet, waren im Begriff, ihre Damen, die größte Erquickung für sie in dieser trostlosen Zeit, aufzusuchen, und sie befanden sich zufällig unter diesen sieben; auch mit den übrigen Mädchen waren sie verwandt oder in gutem Vernehmen. Kaum hatte man sich gegenseitig bemerkt, als Pampinea lächelnd sprach: Seht das Glück ist unsern Wünschen günstig, indem es uns diese wackern und bescheidenen jungen Männer zuführt, die sich uns mit Vergnügen als Gesellschafter widmen werden, wenn wir geneigt sind sie dazu auszuwählen. Neiphile erröthete schamhaft bei dieser Rede, da sich ihr Geliebter darunter befand, und sagte: Ums Himmelswillen bedenke was du sprichst, Pampinea; mir ist zwar von allen nur lobenswerthes bekannt, auch glaube ich sie zu weit wichtigern Vorhaben geeignet, als das unsrige ist, sowie daß sie würdig sind, noch weit reizendern und vornehmeren Damen

Gesellschaft zu leisten. Allein da sie in einige unter uns verliebt sind, so befürchte ich üble Nachrede ohne unsere Schuld, wenn wir sie wählen." Das hat nichts auf sich, erwiederte Philomele, so lange ich ehrbar lebe und mein Bewußtseyn rein ist, ist es mir gleichgültig, was man über mich spricht, denn Gott und die Wahrheit werden mir beistehen. Wenn sie nur auch geneigt sind, uns zu begleiten, dann dürfen wir, wie Pampinea richtig bemerkte, uns gratuliren, daß unsre Unternehmung vom Glück begünstigt ist.

Auf diese Worte Philomelens wurden die übrigen Mädchen beschwichtigt und verlangten einstimmig, die Männer herbeizurufen, damit man sie von dem Vorhaben unterrichte und zur Theilnahme einlade. Darauf ging Pampinea ohne Weiteres auf jene zu, unter denen sie einen Vetter hatte, grüßte sie freundlich, und forderte sie, nach Auseinandersetzung ihres Planes, im Namen Aller auf, sich zu entschließen, ihnen mit aufrichtiger und brüderlicher Theilnahme Gesellschaft zu leisten. Die jungen Männer hielten zuerst Alles für einen Scherz, als sie aber sich überzeugt hatten, es sey ihr voller Ernst, erklärten sie sich mit Vergnügen bereit dazu. Ohne Verzug verabredete man sogleich in der Kirche alles, was zur Reise nöthig war.

Als nun alle Vorbereitungen getroffen und allerlei Gegenstände an den nächsten Bestimmungsort vorausgeschickt waren, verließen am andern Morgen, einem Mittwoch, bei Tagesanbruch die Jungfrauen mit einigen Dienerinnen, die Jünglinge mit drei Dienern die Stadt, und erreichten kaum zwei Meilen davon schon den ersten Bestimmungsort. Dieser lag auf einer kleinen Anhöhe, von den Landstrassen unberührt, bepflanzt mit vielerlei Gesträuchen und Gewächsen, deren frisches Grün einen erfreulichen Anblick gewährte. Auf dem Gipfel des Hügels lag

ein Schloß, in dessen Mitte sich ein großer schöner Hof befand; Gallerien, Gemächer und Säle waren reich dekorirt und mit werthvollen Gemälden ausgeschmückt. Nach allen Seiten hin zeigten sich Wiesen und reizende Gartenanlagen mit Fontainen, auch waren Keller vorhanden, angefüllt mit köstlichen Weinen, die wohl für leckere Gourmands, aber nicht für mäßige und sittsame Jungfrauen bestimmt waren. Im Innern des Schlosses fand man Alles reinlich und geordnet, frisch überzogene Betten, die Fußböden mit Binsenmatten belegt, und überall duftende Blumen, wie sie die Jahreszeit darbot. Als die Gesellschaft nun hiervon Besitz ergriffen hatte, begann Dioneo, ein besonders angenehmer Mann und witziger Kopf: „Meine Damen, auf euren Antrieb mehr, als durch unsern eignen Willen sind wir hier versammelt. Ob ihr noch Bangigkeit fühlet, weiß ich nicht, ich ließ die meinige innerhalb des Stadtthores zurück, als wir dieses verließen. Deßhalb schlage ich vor, lebt mit uns in Fröhlichkeit, Scherz und Gesang, natürlich so weit es der Anstand gestattet, oder erlaubt, daß wenn ich still und eingezogen leben soll, ich lieber gleich wieder nach der Stadt zurückkehre". In eben so heiterer Stimmung erwiederte Pampinea, zum Beweis, daß jede Aengstlichkeit von ihr gewichen: „Wohl gesprochen, Dioneo, lustig und vergnügt wollen wir hier leben, denn deßhalb flohen wir den Ort der Traurigkeit. Wie aber ohne Ordnung und Gesetz nichts lange Bestand hat, so schlage ich als Gründerin dieser anmuthigen Gesellschaft vor, einen Vorstand zu wählen, dem wir als dem Haupte Gehorsam leisten, der hingegen verbunden ist, für fröhliche Unterhaltung zu sorgen. Damit aber Jeder seinen Theil an der Sorge für Zerstreuung, so wie an der Ehre des Vorrangs habe, auch um keinen Neid zu erregen, soll dies Amt täglich wechseln. Durch allgemeine

Wohl werde der Erste dazu bezeichnet. Künftig folgt der oder die, welche der Herrscher des Tages den Abend zuvor zu seinem Nachfolger ernennt. Ein solcher Regent hat während seiner Regierung unumschränkt zu gebieten und anzuordnen, wie und wo der Tag zugebracht werden soll.

Diese Rede erhielt allgemeinen Beifall, und die Sprecherin ward einstimmig für den ersten Tag als Königin gewählt. Philomele aber suchte einen Lorbeerstrauch auf, und eingedenk der Achtung und Anerkennung, die das Bekränzen mit seinen Blättern verleiht, brach sie einige Zweige ab, flocht sie zu einem stattlichen Kranz und krönte damit Pampineen; seitdem blieb derselbe das sichtbare Zeichen des Oberhauptes der Gesellschaft, so lange diese beisammen blieb.

Die neue Königin gebot hierauf Stillschweigen, und nachdem sie auch die sämmtliche Dienerschaft herbeigerufen hatte, hob sie an: Um euch zu zeigen, wie sich unser Verein mehr heben könne, ohne daß die Sitte verletzt wird, und sich erhalte, so lange es uns beliebt, ernenne ich zuvörderst Parmenio, Dioneo's Diener, zu meinem Haushofmeister, mit der Befugniß, über die Dienerschaft zu wachen und Küche und Keller zu besorgen. Syrisco, Pamphils Diener, soll unter Parmenio's Aufsicht Rechnungsführer und Zahlmeister seyn. Tyndarus, Philostratus Diener, mag diesem und den beiden andern Herren, deren Diener durch ihr Amt verhindert sind, aufwarten. Meine Kammerjungfer Mysia und die Philomelens, Lycisca, widmen sich der Küche und bereiten die Speisen nach Parmenio's Befehl. Chimera und Steatilia, Lauretta's und Fiametta's Mädchen, haben die Gemächer der Damen zu ordnen und die Gesellschaftszimmer in Stand zu erhalten. Allen aber lege ich die Verpflichtung auf, bei Verlust unsrer Gunst, sie mögen sich auf-

halten wo sie wollen, und Das oder Jenes hören, uns doch nichts Anderes als gute Nachrichten zu hinterbringen.

Nach Ertheilung dieser beifällig aufgenommenen Befehle erhob sich Pampinea und sprach: Es laden uns überall Gärten, frische Wiesen und angenehme Partien ein, so möge denn Jeder lustwandeln wo und wie es ihm beliebt, wenn aber die dritte Morgenstunde ertönt, finden wir uns hier alle ein, um noch im Kühlen speisen zu können.

Hiemit entließ die Königin des Tages die muntere Versammlung; die jungen Männer lustwandelten in Gesellschaft der Damen, diese durch Gespräche ergötzend, im Garten, duftende Blumenkränze flechtend und Gesänge der Liebe anstimmend. Nach Ablauf der von der Königin gestatteten Frist kehrte man zurück und fand, daß Parmenio sein Amt eifrig besorgt hatte. In einem Saale zu ebener Erde fanden sie weißgedeckte Tafeln, besetzt mit krystallhellen Bechern und mit gelben Rosen heiter geschmückt. Auf Pampineens Befehl ward Wasser zum Händewaschen herumgereicht, und hierauf setzte man sich zur Tafel, nach der von Pampinea bestimmten Ordnung. Leckere Gerichte wurden aufgetragen und die Tafel mit ausgesuchten Weinen besetzt. Die Bedienung geschah durch die drei männlichen Diener. Man war allgemein mit der vortrefflichen Anordnung und Bereitung des Tisches zufrieden, und heitere Scherze und allgemeine Fröhlichkeit würzten das Mahl.

Da die Königin wußte, daß die Herren wie die Damen Freunde des Tanzes und dabei selbst musikalisch waren, so ließ sie nach Aufhebung der Mahlzeit Instrumente holen. Dioneo ergriff die Laute, Fiametta die Geige, und beide spielten einen Tanz. Die Dienerschaft entließ man zum Essen, und nun begann Pampinea mit den übrigen Damen und den beiden Herren zu dieser Musik einen Rei-

hentanz in langsamem Tempo. Auf diesen folgten heitere und scherzhafte Gesänge, und so vergnügte man sich abwechselnd, bis die Königin glaubte, es sey Zeit zur Mittagsruhe; sie entließ deshalb Alle. Die Männer fanden ihre Kabinette, die von denen der Mädchen entfernt lagen, mit schönen weichen Betten versehen und gleich dem Speisesaal mit Blumen geschmückt, und die Damen auf ähnliche Weise die ihrigen; worauf sie nach und nach sich entfernten und schlafen legten.

Noch hatte die dritte Nachmittagsstunde nicht lange geschlagen, als die Königin von ihrem Lager sich erhob und sämmtliche Damen, so wie die Herren wecken ließ, weil sie behauptete, daß das allzulange Schlafen am Tage schädlich sey. Vereinigt gingen sie dann auf eine Wiese und wählten einen Ort, der hohes und frisches Gras darbot, vor der Sonne durchaus geschützt war und öfter von einem angenehmen Lüftchen gekühlt wurde. Dem Willen der Königin gemäß lagerte sich hier nun die Gesellschaft in der Runde auf das frische Gras und jene hob zur Versammlung an:

„Ihr seht, die Sonne steht hoch und bei der großen Hitze zirpen die Heuschrecken auf den Olivenbäumen ermattet; thöricht wäre es daher, wollte man um diese Zeit einen Spaziergang unternehmen. Hier ist es reizend und kühl, und, wie ihr seht, sind Bret- und Schachspiele vorhanden, wo ein Jeder seine Vergnügungssucht nach Lust und Wohlgefallen befriedigen kann. Wollt ihr übrigens meiner Ansicht folgen, so vertreiben wir uns diesen heißen Theil des Tages nicht mit Spielen, die überdies doch nur der einen Partei bald mehr Verdruß oder Freude, als der andern bringen; sondern mit Geschichten, da, wenn Einer erzählt, die ganze Gesellschaft sich doch daran ergötzen kann. Bevor wir alle daran gekommen seyn wer-

den, eine Novelletie zu erzählen, hat die Sonne sich bereits gesenkt und die Hitze nachgelassen, worauf wir dann spatzieren gehen können, wohin es uns gefällt. Willigt ihr in das Gesagte ein, so können wir sogleich beginnen; doch muß eure Ansicht damit übereinstimmen; gefällt euch mein Vorschlag indeß nicht, so mag bis zur Abendstunde Jeder vornehmen, wozu er Neigung hat". Die Damen, sowie die Herren erklärten sich einstimmig für das Erzählen. „Wohl", sagte die Königin, „da ihr damit zufrieden seyd, so mag für diesen ersten Tag Jeder eine Erzählung beliebigen Inhaltes vortragen". Hierauf wandte sie sich zu Pamphilus, der ihr zur Rechten saß, und ersuchte ihn freundlichst, mit einer Novelle aus seinem Vorrathe zu beginnen. Pamphilus fing, nachdem er die Aufforderung vernommen, unter der größten Spannung Aller, folgendermaßen an.

I. Novelle.

Herr Chapelet täuscht durch falsche Berichte einen heiligen Pater und stirbt; trotz des ausschweifenden Lebens, das er geführt, wird er nach dem Tode als Heiliger ausgerufen und Sankt Chapelet genannt

Es ist Pflicht, meine hochgeschätzten Damen, jeden Gegenstand, den der Mensch im Begriff ist zu unternehmen, mit dem wunderbaren und heiligen Namen desjenigen anzufangen, der der Schöpfer aller Dinge, das göttliche Urwesen, ist. Deshalb gedenke ich, der ich als Erster unter euch zu erzählen den Anfang machen soll, mit einer jener wunderbaren Fügungen zu beginnen, deren Kunde unser Vertrauen auf ihn, als den Unwandelbaren, bestärken und uns lehren wird, seinen Namen immerdar zu preisen. Es ist bekannt, daß die weltlichen Dinge ins-

gesammt vergänglich und sterblich sind, daß sie innen und außen reich an Leiden, Qual und Mühe sind und vielfältigen Gefahren unterliegen, denen wir, die wir mitten drinn leben und selbst einen Theil von ihnen ausmachen, weder widerstehen noch sie abwehren könnten, wenn Gott nicht uns durch seine besondere Gnade Kraft und Fürsorge liehe. Doch dürfen wir nicht glauben, daß eben diese Gnade unserm Verdienste zu Theil wird, vielmehr geht sie von seiner eigenen Güte aus, die die Bitten derer erhört, die einst, wie wir, sterblich waren, und, so lange sie lebten, ihren Lieblingsneigungen huldigten, nun im Himmel mit ihm der ewigen Seligkeit sich erfreuen. An diese Letztgenannten, als an Fürsprecher, die unsere Gebrechlichkeit aus Erfahrung kennen, richten wir hauptsächlich das Verlangen nach den Gegenständen unserer Wünche, was wir in der That im Angesicht des höchsten Richters laut werden zu lassen uns nicht erkühnten. Um so mehr müssen wir in ihm die liebevollste Barmherzigkeit erkennen, da es sich mitunter ereignet, daß wir, deren sterbliches Auge auf keine Weise in das Geheimniß des göttlichen Willens einzudringen vermag, durch falsche Wahl irre geführt, den zum Fürsprecher vor Gottes Thron erwählen, den er auf immer aus der Nähe verbannt hat, und demungeachtet er, vor dem kein Gegenstand verborgen ist, mehr auf die reine Gesinnung des Bittenden, als auf die Unwissenheit oder auf die Verdammung des Angerufenen sieht, und das aus dem Herzen strömende Gebet eben so erhört, als ob der vermeintliche Fürsprecher die Glückseligkeit seiner Anschauung genösse. Daß dem so ist, wird sich aus der Novelle, die ich sogleich vortragen werde, klar und offen ergeben, klar und offen sage ich, weil Gottes Rathschluß nach der Meinung der Sterblichen unerforschlich bleibt.

„Man berichtet nämlich, daß als der sehr reiche und angesehene Kaufmann Musciatto Franzesá Edelmann geworden war, und mit dem Bruder des Königs von Frankreich, dem vom Pabst Bonifaz herbeigerufenen und unterstützten Karl Ohneland nach Toskana ziehen sollte, er sich entschloß, die Verwaltung seiner Angelegenheiten, welche, wie es bei Kaufleuten zu geschehen pflegt, durch vielfache Zersplitterung bedeutend verwickelt geworden waren, mehreren Bevollmächtigten zu übertragen. Wirklich gelang es ihm, alle nach ihren Fähigkeiten zu verwenden, nur blieb er noch unschlüßig, Wen er wählen sollte, der die bei einigen Burgundern ausstehenden Schulden einzutreiben geschickt wäre. Der Grund seines Zweifels war, daß er wohl wußte, wie garstiges, händelsüchtiges und abscheuliches Volk die Burgunder sind, und daß ihm Niemand einfallen wollte, der verschmitzt genug wäre, ihrer empörenden Niederträchtigkeit das Gleichgewicht zu halten. In solchem Nachdenken tief versunken, erinnerte er sich plötzlich eines gewissen Ciapparello von Prato, der sein Haus in Paris häufig zu besuchen pflegte. Die Franzosen, die den Namen dieser Person nicht recht verstanden, glaubten, Ciapparello sey gleichbedeutend mit Chapeau, was in ihrer Sprache soviel als Kranz bedeutet, und nannten jenen, weil er klein von Figur war und äußerst geputzt gieng, der Kleinheit wegen nicht Chapeau, sondern Chapelet, unter welchem Namen er auch überall bekannt war, indeß im Grunde nur Wenige wußten, daß er sich Ciapparello nenne. Chapelets Leben war folgendes: In seinem Berufe als Notar betrachtete er es als eine sehr große Schande, wenn eines seiner Instrumente (wiewohl er deren wenige verfertigte) anders als unrechtmäßig befunden worden wäre. Indeß machte er so viele falsche Urkunden, als man nur wollte, und mehr noch dergleichen zum Ver-

gnügen, als für schwere Bezahlung. Besonders legte er gerne auf Verlangen und auch freiwillig falsches Zeugniß ab; und da zu dieser Zeit in Frankreich die Eidschwüre in dem größten Ansehen standen, daß Niemand im Stande war, sie durch einen Gegenbeweis zu entkräftigen, so gewann er unrechtmäßiger Weise gewöhnlich die Prozesse, in denen er die Wahrheit nach seinem Gewissen zu beschwören berufen war. Vorzüglich äußerte er Freude, und studirte emsig darauf, unter Freunden, Verwandten oder andern Personen Unfrieden und Feindschaft anzurichten; je größer dann ein Unglück daraus entstand, desto höher wuchs seine Wonne. Forderte man ihn zu einer Mordthat oder einer andern Frevelthat auf, so zog er sich niemals zurück, sondern nahm mit Vergnügen Theil daran; ja, war sogar bereit, mit eigenen Händen zu morden und zu verwunden. In seinem beispiellosen Jähzorn lästerte er Gott und die Heiligen um jeder Kleinigkeit willen auf das fürchterlichste. In der Kirche war er nie zu finden, und verspottete alle Sakramente ohne Unterlaß mit den schändlichsten Worten; dagegen war er immer in Wirthshäusern und an andern ehrerniedrigenden Orten beständig zu finden. Frauen liebte er gerade so, wie die Hunde den Stock; dagegen schwelgte er in dem andern Laster wie der durchtriebenste Sünder. Mit eben solchem Gewissen verübte er Raub und Diebstahl, wie ein Heiliger die Wohlthätigkeit. Er aß und trank so stark, daß er mehrmals kaum mit dem Leben davon kam. Spielen und betrügen trieb er wie ein lustiges Handwerk. Doch warum verschwende ich so viele Worte! genug, er war der niederträchtigste Mensch, der je vielleicht geboren ward, dessen abscheuliche Thaten nur die Macht und das Ansehen seines Herrn Musciatto eine geraume Zeit hindurch helfen konnten, so daß weder Privat-

personen, die er häufig, noch Gerichte, die er fortwährend insultirte, belangten.

„Diesen Ciapparello also hatte sich Herr Musciatto, der seine Lebensart genau wußte, als den rechten Mann erwählt, mit dem er der burgundischen Bosheit die Spitze bieten wollte. Er ließ ihn rufen, und sagte zu ihm: „Chapelet, wie du weißt, bin ich im Begriff von hier ganz fortzuziehen; da ich nun unter andern noch mit einer Anzahl Burgundern, diesen betrügerischen Menschen, zu thun habe, und ich keinen Bessern kenne, als dich, so gebe ich dir den Auftrag, mein Geld einzukassiren. Gegenwärtig bist du nicht beschäftigt, willst du daher diese Angelegenheit übernehmen, so verspreche ich dir, mich bei den Gerichten für dich zu verwenden, und sichere dir außerdem noch an dem einkassirten Gelde einen Antheil zu, daß du zufrieden seyn kannst". Herr Chapelet, der ohnedieß müßig ging, und gerade nicht in den besten Verhältnissen lebte, endlich gar den verlieren sollte, der sein Stab und seine Stütze lange hindurch gewesen war, sagte ohne vieles Besinnen und von der Nothwendigkeit getrieben: ja, er stehe mit Vergnügen zu Diensten. Nachdem sie sich gehörig verabredet hatten, empfing Chapelet von Masciatto die Vollmacht und den Gnadenbrief des Königs, und reiste nach Burgund, wo ihn fast niemand erkannte.

„Hier fing er, wider seine Natur, freundlich und sanftmüthig an, den Auftrag auszuführen und die ausstehenden Schulden einzufordern, gleichsam als wollte er die Bosheit bis zu letzt versparen. Indeß zog er zu zwei Brüdern aus Florenz, die Geld auf wucherliche Zinsen liehen, und dem Herrn Musciatto zu Liebe ihm viele Ehre erwiesen. In ihrem Hause erkrankte er nun, und, obgleich die beiden Brüder sogleich berühmte Aerzte kommen und ihn gehörig pflegen ließen, so war doch jede Hülfe zu seiner Herstellung vergeblich.

Der gute Mann, der schon ziemlich alt war und unordentlich gelebt hatte, ward nach Aussage der Aerzte von Tag zu Tag schlechter und schlechter, und es zeigte sich zum größten Schmerz der beiden Brüder bald, daß er dem Tode nahe sey. Unter diesen Beiden entspann sich eines Tags, nicht weit von der Kammer, wo Chapelet krank lag, folgendes Gespräch: „Was sollen wir beginnen", sagte der Eine zum Andern, „wir sind auf jeden Fall in die schlimmste Lage versetzt. Denselben nun, krank wie er ist, aus unserem Hause zu schicken, würde nicht sowohl den Ruf benachtheiligen, als auch sogar unüberlegt von unsrer Seite seyn; denn die es gesehen, wie wir ihn anfangs aufgenommen und für seine Pflege und Heilung Sorge getragen haben, würden keinen Grund finden können, ihn als einen Todtkranken aus unserem Hause zu stoßen. Andern Theils ist er ein so gottverworfener Mensch gewesen, daß er weder mit sich rechten, noch die heiligen Sakramente der Kirche wird annehmen wollen; und stirbt er ohne Beichte, so nimmt keine Kirche seinen Leichnam auf, sondern er wird wie ein todter Hund in die Grube geworfen. Verlangt er dessen ungeachtet doch zu beichten, so sind seiner Missethaten so viele und abscheuliche, daß keine Besserung zu erwarten steht; indeß wird sich weder Mönch noch Pfaffe finden, der ihn lossprechen könnte, oder wollte; und entflieht seine Seele ohne Absolution, so werfen sie ihn doch in die Grube. Kurz, es mag kommen, wie es will, das Volk in diesem Lande, das überdieß wegen unseres Gewerbes uns verabscheut, und schon lange schlecht auf uns spricht, auch wohl Lust hat, uns auszuplündern, wird offen sich gegen uns erheben, und schreien: Diese Hunde von Italienern, die die Kirche sogar verläßt, wollen wir durchaus nicht mehr bei uns dulden; und werden unser Haus stürmen, und sich kein Gewissen daraus machen nicht nur zu

rauben, sondern auch sich vielleicht gar an unserer Person zu vergreifen. Mithin sind wir auf jeden Fall bei seinem Tode übel daran". Herr Chapelet, der, wie ich erwähnt hatte, nicht weit von dem Orte, wo jene sprachen, lag, und wie es in der Regel bei den Kranken der Fall ist, daß das Gehör sehr fein ist, hatte Alles vernommen, was sie über ihn sagten. Er ließ sie zu sich rufen und sprach zu ihnen: „ich will nicht, daß ihr wegen meiner nachsinnt, oder gar fürchtet, Jemand möchte euch um meinetwillen kränken. Ich habe gehört, was ihr über mich gesprochen, und bin gewiß, daß es so kommt, wie ihr wähnt, wenn es geschieht, wie ihr voraussetzt: aber es soll sich indeß schon ändern. Ich habe viel während meines Lebens gegen meinen Herrgott gesündigt, daß jetzt, wo der Tod mich bald ereilt, ein Streich mehr wenig Unterschied macht. Darum ruft mir den frömmsten und erfahrensten Mönch herbei, den ihr wißt, und habt ihr solchen, so laßt mich nur sorgen, ich werde eure und meine Angelegenheit schon so in Ordnung zu bringen suchen, daß Alles gut, und ihr zufrieden seyn sollt". Obwohl die beiden Brüder keine besondere Hoffnung schöpften, gingen sie doch in ein Mönchskloster und begehrten einen frommen und weisen Mann, der einem Italiener, der in ihrem Hause krank läge, Beichte hören könnte. Sie bekamen einen bejahrten Mönch, der ein heiliges und musterhaftes Leben führte, ein berühmter Schriftsteller und ehrwürdiger Mann war, und bei sämmtlichen Bürgern in besonderem und hohem Ansehen der Heiligkeit stand. Diesen führten sie zu ihm.

Er trat in die Kammer, wo Herr Chapelet lag, und setzte sich an sein Bett, sprach ihm erst freundlich Muth zu, und frug dann, wie lange er nicht gebeichtet habe; jener, der nie gebeichtet, antwortete: „Mein Vater, sonst ist es meine Gewohnheit, wenigstens alle Woche einmal zu

beichten, die vielen Male abgerechnet, wo es öfter war; aber ich muß gestehen, jetzt, seitdem ich krank bin, sind bereits acht Tage verflossen, ohne gebeichtet zu haben, so viele Schmerzen verursacht mir die Krankheit". Der Mönch erwiederte hierauf: „Mein Sohn, das ist gut, und ebenso magst du es in Zukunft thun; doch, da du so häufig gebeichtet, werde ich wohl wenig Mühe haben, dich zu fragen und die Antworten zu hören". Chapelet sagte: „Herr Pater, sagt das nicht; so oft ich auch zur Beichte gegangen bin, immer hatte ich mich doch nie dazu verstehen können, anders als alle meine Sünden, deren ich mich erinnern konnte, von meiner Geburt an bis auf den Tag, an dem ich beichtete, zu bekennen. Darum bitte ich, mein bester Pater, daß ihr mich ebenso über alles genau befragt, als wenn ich nie gebeichtet hätte; schont mich also nicht, weil ich krank bin, lieber will ich mein Fleisch plagen, als aus Nachsicht etwas thun, was meiner Seele, die mein Heiland mit seinem köstlichen Blute erlöste, zum Verderben gereichen könnte". Diese Worte hatten des heiligen Mannes ganzen Beifall, und gaben ihm den Beweis, daß sein Gemüth sich gesammelt habe. Als er diese Gewohnheit an Chapelet gelobt hatte, richtete er die Frage, ob er sich auch in Wollust mit Weibern versündigt habe. Hierauf antwortete Chapelet seufzend: „Mein Vater, ich schäme mich in diesem Punkt die Wahrheit zu reden, und fürchte, daß sie für Beschönigung der Sünden gehalten werden könnte". Worauf der fromme Mönch sagte: „Sey ruhig, wer in der Beichte oder wo anders die Wahrheit spricht, der sündigt niemals". „Wenn dem so ist, erwiederte Chapelet, so will ich es euch sagen. Ich bin eben so rein noch, wie ich geboren wurde." „O möge Gott dir gnädig seyn, sagte der Mönch, wie züchtig hast du gehandelt! Und umsomehr verdient die That gelobt zu werden, als es

in deinem Willen lag, viel eher das Gegentheil zu thun, als wir und alle andern, die durch eine strenge Lebensregel gebunden sind". Er forschte weiter, ob er sich durch Schlemmerei an Gott versündigt habe; dem Chapelet mit einem tiefen Seufzer entgegnete: allerdings und sehr häufig; denn außer den vierzigtägigen Fasten, welche alljährlich von gottesfürchtigen Personen gehalten werden, habe er sich gewöhnt, wenigstens wöchentlich drei Tage lang nur Gebrauch von Brod und Wasser zu machen; weßhalb er das Wasser mit demselben Vergnügen und mit derselben Lust genossen habe, wie der größte Säufer den Wein, besonders wenn er von Andachtsübungnn oder Wallfahrten sich angegriffen fühlte. Ja oftmals habe er sich grünen Salat gewünscht, wie ihn die Damen in den Landhäusern bereiten, und diese Speise habe ihm besser geschmeckt, als es Einem schmecken dürfe, der aus Gottesfurcht faste, wie er es doch gethan habe. Der Mönch sagte darauf: „Mein Sohn, diese Sünden sind anerkannt naturbegründete, und sind ohne Bedeutung; übrigens will ich nicht, daß du dein Gewissen ohne Noth noch mehr beschwerest, es ist jedem Menschen eigen, und wenn er der heiligste ist, daß ihm nach langem Fasten das Essen und nach bedeutender Anstrengung das Trinken gut schmeckt". „O mein Vater, versetzte Chapelet, sprecht zu mir nicht so beruhigend; ich weiß wohl, um Gott zu dienen, soll Alles in der reinsten Gesinnung und ohne einen Flecken der Lust geschehen, und wer anders handelt, der sündigt". „Ganz zufrieden, sagte der Mönch, ich bin erfreut, daß deine Seele es so betrachtet, und muß dein reines und gutes Gewissen loben. Aber sage mir, hast du dich durch Geiz versündigt, und mehr verlangt, als billig war, oder behalten, was du nicht behalten durftest"? Chapelet erwiederte: „Mein Vater, ich ertrage es nicht, wenn ihr blos deßhalb übel denkt, weil ich in

dem Hause dieser Wucherer bin; ich stehe in keiner Verbindung mit ihnen; vielmehr bin ich zu jenen gekommen, um ihnen diese Handlungen vorzuwerfen, und sie von diesem entehrenden Geschäfte abzuleiten, ja glaube fest, daß es mir gelungen wäre, hätte Gott mich nicht so heimgesucht. Euch kann ich aber sagen, daß mein Vater durch sein Vermögen mich reich gemacht hat, von dem ich indeß, als er todt war, den größten Theil verschenkte; hernach habe ich, um mein Leben erhalten, und die Armen in Christo unterstützen zu können, meinen kleinen Handel getrieben, und dabei die Vergrößerung des Geschäfts vor Augen gehabt; doch habe ich von dem, was ich verdiente, die eine Hälfte zu meiner Erhaltung verwendet, die andere aber jenen geschenkt, und so mit den Armen Gottes immer zu gleichen Theilen getheilt. Dafür hat mir aber auch mein Schöpfer gnädig beigestanden, so daß mein Geschäftszweig täglich besser und besser gieng". „Sehr wohl gethan, sagte der Mönch, aber hast du dich auch häufig erzürnt?" „Ich muß aufrichtig gestehen, antwortete Chapelet, daß dieses sehr häufig geschah; und wer könnte sich dessen enthalten, wenn man die Menschen alle Tage die niederträchtigsten Handlungen begehen sieht, wenn sie Gottes Befehlen nicht nachkommen, und sein Gericht nicht fürchten? Wie oft habe ich mir lieber den Tod gewünscht, als lebendig zu sehen, wie junge Leute ihren Leidenschaften huldigten, schworen und sich verschworen, in die Wirthshäuser liefen, anstatt die Kirche zu besuchen, und lieber auf dem Wege des Zeitlichen als auf dem des Gottes wandelten." „Mein Sohn, das ist ein gerechter Zorn, entgegnete der Mönch, um den ich dir keine Buße auferlege. Aber sage mir, hast du dich vielleicht im Zorn einmal zu einem Morde, oder einer Schlägerei, oder Beschimpfung einer Person verleiten lassen?" „O Herr Pater, antwortete Chapelet, ich hielt

euch für einen Diener Gottes, wie könnt ihr solche Reden führen? Glaubt ihr, ich wähnte, daß Gott mich so lange erhalten haben würde, wenn es mir nur entfernt eingefallen wäre, das zu thun, was ihr genannt habt. So etwas können nur Mörder und Banditen verüben, und wenn ich einen Solchen sah, sagte ich immer: geh und Gott bekehre dich." „Gott wird dir immerdar gnädig seyn, mein Sohn, sagte der Mönch; sage mir, hast du jemals ein falsches Zeugniß gegen jemand abgelegt, oder übel von dem Andern gesprochen, oder das Eigenthum eines Andern, ohne Wissen desselben zu dir genommen?" „Ja Herr Pater, antwortete Chapelet, schlecht habe ich allerdings von Andern gesprochen, und zwar einst auf meinen Nachbar, der, ohne irgend eine Veranlassung auf der Welt, seine Frau beständig schlug; da ließ ich mich vom Mitleid für die arme Frau, die er in der Trunkenheit unbarmherzig zugerichtet hatte, einmal hinreißen, gegen ihre Verwandten über ihn zu schelten." „Gut denn, versetzte der Mönch, sage mir, hast du als Kaufmann jemals irgend eine Person auf kaufmännische Weise betrogen?" „Ja in der That, Herr Pater, entgegnete Chapelet, doch kenne ich denjenigen nicht mehr; es war Einer, der mir das schuldige Geld für ein verkauftes Stück Tuch brachte, und warf, ohne zu zählen, es in die Kasse; indeß fand ich einen Monat später darauf, daß vier Heller mehr waren, als mir eigentlich gehörten. Diese habe ich ein ganzes Jahr hindurch aufbewahrt, da ich aber den Eigenthümer nicht wieder sah, habe ich sie mit Liebe den Gottesarmen gegeben." „Du hast wohlgethan, sagte der Mönch, sie so anzuwenden, wie es geschah." — Außerdem fragte ihn der fromme Mann nach verschiedenen anderen Sachen, worauf er immer in dieser Weise antwortete. Jener wollte deßhalb schon zur Absolution schreiten, als Chapelet plötzlich an-

fing: „Herr Pater, noch ein Vergehen quält mich, das ich noch nicht gesagt habe.“ Der Mönch fragte, welches, worauf jener antwortete: „Ich entsinne mich, daß ich an einem Sonntage einst von meinem Diener in der neunten Stunde das Haus kehren ließ, und so die schuldige Ehrfurcht gegen Gott verletzte.“ „O mein Sohn, sagte der Geistliche, darauf kommt es nicht an.“ „Sagt nicht, daß es nicht darauf ankäme, versetzte Chapelet; den Sonntag muß man ehren, denn an ihm ist unser Heiland wieder vom Tode auferstanden.“ Worauf der Mönch fortfuhr: „Hast du sonst nichts anderes zu beichten?“ „Doch, Herr Pater, antwortete Chapelet, als ich einmal im Gotteshause war, habe ich ohne daran zu denken, ausgespuckt.“ Der Mönch lächelte und sagte: „mein Sohn, über diese Dinge muß man sich nicht quälen, wir sind Geistliche, und spucken immer in die Kirche.“ „Und thut sehr Unrecht, fiel Chapelet ein, denn nichts soll so rein gehalten werden, als der heilige Tempel, worin der Höchste verehrt wird.“ Kurz eine Menge solcher Sachen beichtete er ihm; dann fing er an zu seufzen, und brach zuletzt in einen Strom von Thränen aus, die ihm nach Belieben zu Gebote standen. „Was ist dir mein Sohn?“ fragte der Mönch; Chapelet entgegnete: „Ach Herr Pater, noch eine Sünde drückt mich, die ich nicht gebeichtet habe, ja ich scheue mich sogar, sie zu sagen; wenn ich nur daran denke, weine ich, wie ihr seht, und um dieser Sünde willen, glaube ich gewiß, daß Gott mir sein Erbarmen versagen wird.“ Schäme dich mein Sohn! erwiederte der fromme Mann, wie kannst du so sprechen? Vereinigten sich auch alle Sünden, die von allen Menschen je begangen worden sind, oder noch von allen Menschen begangen werden, so lange die Welt steht, in einem Einzigen zusammen, und dieser wäre reuig und zerknirscht, wie ich es bei dir sehe, so würde

Gottes Gnade und Barmherzigkeit groß genug seyn, sie bereitwillig zu vergeben; darum vertraue mir, was du gethan hast. Chapelet antwortete, beständig weinend: „Ach mein Vater, meine Sünde ist viel zu groß; kaum kann ich es glauben, daß Gott sie mir jemals ohne eure Fürsprache verzeihen werde.“ Der Mönch fuhr fort: „rede nur frei, ich verspreche dir, für dich zu Gott zu flehen.“ Chapelet weinte still fort, ohne zu sprechen, wiewohl der Mönch ihn unaufhörlich dazu ermunterte. Als Chapelet auf diese Weise den Mönch mit Weinen eine geraume Zeit hingehalten hatte, seufzete er tief auf und begann: „Mein Vater, weil ihr mir versprochen habt, für mich zu Gott zu flehen, will ich sie bekennen. Wißt, wie ich ein Kind war, habe ich einmal meine Mutter geschimpft“; wie er dieß gesagt, fing er aufs neue stark zu weinen an. Der Mönch entgegnete: „O mein Sohn, fällt diese Sünde dir wirklich so schwer? Lästern nicht täglich Menschen Gott, und doch verzeiht er Jedem, der ihn gelästert und es bereut: und du glaubst nicht, daß er dir deßwegen verzeihen würde? Weine nicht, fasse Muth; denn gewiß, wärst du selbst einer von denen gewesen, die Jesum ans Kreuz geschlagen, und du lägst so in Zerknirschung, wie ich dich jetzt sehe, er würde dir vergeben.“ Chapelet erwiederte darauf: „Ach mein Vater, was sagt ihr? Meine liebe Mutter, die mich neun Monate lang Tag und Nacht unter ihrem Herzen getragen, und mehr als hundert Mal auf den Arm mich genommen hat, ist von mir zu fürchterlich beschimpft worden, und diese Sünde ist schwer; wenn ihr nicht für mich zu Gott flehtt, wird sie mir auch nicht verziehen werden.“ — Der Mönch sah ein, das Chapelet nichts Weiteres zu beichten habe, ertheilte ihm die Absolution, und gab ihm seinen Segen, in der Ueberzeugung, daß Chapelet der heiligste

Mensch, sowie dessen Reue die lautere Wahrheit sey; und wer ist nicht in Versuchung, dasselbe zu thun, wenn man einen Menschen auf dem Todbette sieht, und so reden hört? Nachdem dieses geschehen war, sagte er: „Herr Chapelet, ihr werdet mit Gottes Hülfe bald wieder gesund seyn; doch sollte es sich ereignen, daß Gott eure gesegnete und gut vorbereitete Seele zu sich riefe, würdet ihr es dann wohl gestatten, daß euer Körper auf unserem Kirchhof beerdigt würde?" Chapelet antwortete darauf: „Ja Herr Pater; im Gegentheil möchte ich nirgends anders, als bei euch liegen, da ihr überdieß mir versprochen habt, für mich zu Gott zu flehen, ich auch ohnehin stets eine besondere Vorliebe für euren Orden hatte. Darum bitte ich euch, sobald ihr in euer Kloster zurückgekehrt seyd, mir Christi wahrhaftigen Leib, den ihr heute auf dem Altar eingesegnet habt, ungesäumt zu schicken; denn ich denke denselben, wenn gleich seiner noch nicht würdig, mit eurer Erlaubniß zu empfangen, sowie ferner die letzte heilige Oelung, damit ich, obgleich ich als Sünder gelebt habe, doch als Christ sterben kann." Der heilige Mann versicherte, daß dieß gut gesprochen und er damit zufrieden sey, und daß das Sakrament unverzüglich dem Kranken gebracht werden solle, was auch geschah.

Die beiden Brüder waren bisher in Zweifel gewesen, ob Chapelet sie vielleicht täuschen könne, und hatten sich deßhalb in die Nähe der Bretterwand gesetzt, die die Kammer, worin Chapelet krank lag, von der andern trennte; so hatten sie Alles gehört und verstanden, was Chapelet dem Mönche sagte. Oftmals waren sie nahe daran, lautauf zu lachen, über die Dinge, die er beichtete; dann sagten sie wieder zu einander: Was ist das für ein Mensch, den weder Alter, noch Krankheit, noch Furcht vor Gott, vor dessen Gericht er in wenig Stunden erscheinen wird,

noch Furcht vor dem Tode, dem er sich nahe sieht, von seiner Niederträchtigkeit haben abbringen und zu dem Entschluße bewegen können, anders zu sterben, als er gelebt hat. Indeß, sie hatten vernommen, daß die Kirche seine Leiche aufnehmen werde, darum kümmerten sie sich nicht um das Uebrige. Chapelet empfing bald darauf das Abendmahl, sowie ohne Zeitverlust die letzte Oelung, und starb kurz nach der Vesper an dem Tage, wo er so fromm gebeichtet hatte. Die beiden Brüder ordneten sein hinterlassenes Vermögen, und trugen Sorge für ein anständiges Begräbniß; dann benachrichtigten sie das Kloster von diesem Ereigniß, damit die Mönche, wie gewöhnlich, die Vigilien halten, und am andern Morgen die Leiche abholen konnten. Der fromme Mönch, der ihm Beichte gehört, besprach sich, als er diese Kunde vernahm, mit dem Prior des Klosters. Er ließ das Kapitel läuten, schilderte mit Begeisterung allen Mönchen, wie heilig Chapelet der Beichte nach gewesen seyn müsse, und hoffte, daß Gott durch ihn noch viele Wunder verrichten werde; er überredete sie dann, daß man die Leiche mit der größten Auszeichnung und Ehrfurcht empfangen müsse. Der Prior und die andern leichtgläubigen Mönche stimmten ein, und so giengen sie vereint zu Chapelets Leiche, und hielten über dieselbe feierlich eine Vigilie. Am andern Morgen kamen sämmtliche mit Chorhemd und Mantel bekleidet, die Bücher in der Hand und die Kreuße voraus, die Leiche unter Gesang abzuholen. Mit Gepränge und der größten Feierlichkeit trugen sie ihn in ihre Kirche, und Männer und Weiber, überhaupt das ganze Volk folgte dem Zuge. Nachdem sie die Leiche in der Kirche niedergesetzt hatten, bestieg der fromme Beichtvater des Verstorbenen die Kanzel, und berichtete von dessen Leben, seinem Fasten, seiner Keuschheit, Einfalt, Unschuld und Heiligkeit ganz wunderbare Dinge; hierauf

erzählte er unter anderem, was Chapelet unter Thränen ihm als die größte Sünde gebeichtet, und wie er ihn kaum hätte überzeugen können, daß Gott ihm verzeihen würde. Dann richtete er seine Vorwürfe an die Versammlung und sagte: „Ihr von Gott Verdammten, ihr läſtert um einen Strohhalm, der zwiſchen eure Füße kommt, Gott, die Mutter und alle Heiligen im Paradieſe.“ Außerdem ſprach er noch vieles Andere von ſeiner Herzensgüte und Reinheit, kurz ſeine Worte, denen das Volk vollkommen glaubte, wirkten ſo gewaltig auf die verſammelten frommen Gemüther, daß Alle, nachdem der Gottesdienſt beendigt war, ſich ſtießen und drängten, um die Hände und Füße des Verblichenen zu küſſen; ja man riß ihm ſogar die Kleider ab, weil jeder ſich glücklich ſchätzte, ein Stück davon zu beſitzen. Und in der That, den ganzen Tag über mußten ſie ihn ausgeſtellt laſſen, damit Jeder nach Belieben die Leiche beſchauen konnte. Die Nacht darauf beſtattete man ihn in einem marmornen Sarge ehrenvoll in der Kapelle; und ſchon denſelben Tag fing das Volk an, das Grab zu beſuchen, Lichter anzuzünden, ihn zu verehren, dem Verſtorbenen Gelübde zu thun, und dann dem Verſprechen gemäß Bilder von Wachs aufzuhängen. Dieſer Ruf der Heiligkeit und der Verehrung ſtieg ſo ſehr, daß Jeder in Gefahren und Leiden keinen andern Heiligen anrief als St. Chapelet, wie ſie ihn nannten und noch nennen, und man glaubt ſteif und feſt, daß Gott durch ihn viele Wunder verrichtet habe und noch täglich geſchehen laſſe. — So lebte und ſtarb Herr Ciapparello von Prato, und iſt ein Heiliger geworden, wie ihr gehört habt. Doch will ich die Möglichkeit nicht läugnen, daß er im Anſchauen Gottes wirklich ſelig ſey; denn ſo ruchlos und abſcheulich ſein Leben war, ſo kann er in den letzten Augenblicken ſo viel Reue empfunden haben, daß Gott ſich vielleicht ſeiner erbarmt und ihn in ſein Reich aufgenommen hat. Da uns

aber dieses unbekannt geblieben ist, so urtheile ich nach dem, was offen vorliegt, und glaube: daß er vielmehr in den Händen des Teufels verdammt, als im Paradiese zu seyn verdient. Ist es aber so, dann müssen wir die größte Barmherzigkeit Gottes gegen uns erkennen, der nicht unsern Irrthum, sondern die Reinheit des Glaubens erwägt; wenn wir nämlich einen seiner Feinde, in der Meinung es sey sein Freund, zu unserem Vermittler zwischen Ihm und uns ausersehen, und uns erhört, als hätten wir einen ächten Heiligen zum Fürsprecher bei seiner Gnade erwählt. Darum denn bitten wir, daß er seine Gnade uns gegenwärtig in dieser heitern Gesellschaft angedeihen lasse, und uns gesund und unversehrt erhalten, möge; und empfehlen uns ihm mit Allem was Noth ist, im Lobe seines Namens und unter schuldiger Ehrfurcht in der festen Ueberzeugung, daß er es erhöre. — Hiermit schloß er. —

II. Novelle.

Der Jude Abraham wird von Jeannot von Sevigné bewogen, nach Rom zu reisen, kehrt aber, nachdem er die schändlichen Umtriebe der dortigen Geistlichen kennen gelernt, nach Paris zurück, und geht zum Christenthum über.

Die Novelle des Pamphilus ward im Einzelnen belacht, im Allgemeinen jedoch von den Damen gelobt. Als sie unter gespannter Aufmerksamkeit nun ihr Ende erreicht hatte, ersuchte die Königin die ihr zunächst sitzende Neiphile, nach der eingeführten Ordnung der Unterhaltung eine neue Erzählung vorzutragen; worauf jene, nicht minder durch Feinheit des Betragens, als durch Schönheit der Gestalt

einnehmend, bescheiden antwortete, daß sie mit Vergnügen dazu bereit sey, und folgendermassen anhub: „Pamphilus hat in seiner Erzählung dargethan, daß die Barmherzigkeit Gottes Fehler, woran wir unschuldig sind, nicht streng richtet; und ich gedenke in meiner Geschichte zu zeigen, wie eben diese väterliche Huld sich auf das deutlichste durch Langmuth und Geduld zu erkennen giebt, womit sie die Laster derjenigen erträgt, die doch im Gegentheil eigentlich berufen wären, durch Wort und That von Gott Zeugniß abzulegen. Möge daher ein solches Beispiel uns mit um so größerer Seelenstärke unserm Glauben nachleben lassen.

„Wie ich einst erzählen gehört habe, meine geschätzten Damen, lebte in Paris ein großer Kaufmann, ein ehrlicher, guter und unbescholtener Mann, Jeannot von Sevigné genannt, der großen Handel mit Tüchern trieb, und auf das engste mit einem sehr reichen Juden, Namens Abraham, in Verbindung stand, der gleichfalls Kaufmann und ein ehrlicher und tadelloser Mensch war. Betrachtete Jeannot jenen nun, und erwägte dessen unbescholtenen Wandel, so wurde er traurig gestimmt, daß dieser gute, verständige und wackere Mensch verdammt seyn sollte, weil ihm der Glaube mangelte. Darum bat er ihn denn inständigst, den Irrthümern des jüdischen Glaubens zu entsagen und zu dem wahren christlichen überzugehen, weil dessen Heiligkeit und Güte sich durch sein fortwährendes Wachsthum und Gedeihen kund gegeben hätten; dagegen der seinige sich immermehr verringere und endlich ganz aufhören werde. Der Jude antwortete, daß er keinen andern, als den jüdischen Glauben für recht und heilig halte, und weil er nun einmal darin geboren sey, wolle er auch darin leben und sterben; es würde ihn also keiner bewegen können, davon abzugehen. Jeannot ließ sich dadurch nicht entmuthigen, nach Verlauf einiger Tage

darauf zurückzukommen, und ihm so gut oder schlecht, wie die Mehrzahl der Kaufleute es verstehen, begreiflich zu machen, daß der christliche Glaube besser sey, als der jüdische. Sey es nun, daß der Jude ein großer Kenner der jüdischen Gesetze war, oder daß die große Freundschaft für Jeannot ihn dazu bewog, oder daß die gewichtige Rede, die der heilige Geist dem unwissenden Manne auf die Zunge gelegt hatte, ihn überzeugte; genug, der Jude fing allmählig an, einigen Gefallen an Jeannots Sprache zu finden, obgleich er sich anfangs bedeutend hartnäckig stellte, seinem Glauben zu entsagen. Da er aber in seinem Widerstand beharrte und Jeannot ohne Unterlaß in ihn drang, so sagte der Jude endlich von dem beständigen Bitten bewogen: „Gut, Jeannot, du wünschest, ich soll ein Christ werden; — ich bin gesonnen, es unter der Bedingung zu thun, daß ich zuvörderst nach Rom reise, um den zu sehen, der, wie du mich versicherst, der Statthalter Gottes auf Erden ist, sowie seine Art und Weise und sein Betragen, und das seiner Brüder, der Kardinäle, kennen zu lernen; bestätigt sich dann das, was ich aus deiner Rede vernommen habe, daß euer Glaube besser sey, als der meinige, wie du dich nämlich bemühtest, mir zu beweisen, so thue ich das, was ich dir gesagt habe; im entgegengesetzten Falle bleibe ich aber Jude, wie ich bin." Als Jeannot dieses vernahm, wurde er sehr betrübt, und sagte zu sich: alle Mühe ist verloren, die ich für zweckmäßig angewandt hielt, ihn zu einem andern Glauben zu bekehren; denn reist er nach Rom an den päpstlichen Hof und sieht dort das schändliche und ruchlose Leben der Geistlichen, so wird er schwerlich Christ werden, ja wenn er es geworden wäre, würde er gewiß zum Judenthum zurückkehren! Deßhalb erwiederte er jenem: „Ach, mein Freund, was willst du dir so viele Mühe

machen und so große Kosten verursachen, um nach Rom zu reisen! bedenke, daß du als ein sehr reicher Mann noch ausserdem zu Wasser und zu Lande immer in Gefahr bist. Glaubst du etwa, daß dich Niemand hier taufen könnte? Und wenn du auch noch an unserm Glauben zweifelteſt, den ich dir offenbarte, so giebt es doch nirgends größere Gelehrte und weisere Männer, als eben hier, von denen du genügende Aufklärung über Alles erhältſt, was du zu wissen verlangſt; deßhalb ist nach meinem Dafürhalten deine Reise vollkommen überflüſſig. Denke, daß die Prälaten eben so sind, wie du sie hier gesehen haſt, nur vielleicht um etwas besser, weil sie dem Oberhaupte der Kirche näher stehen. Daher verspare diese Reise auf ein anderes Mal, wo ich vielleicht in deiner Gesellschaft eine Wallfahrt dorthin machen werde." Der Jude antwortete ihm: „Ich glaube, Jeannot, daß es so ist, wie du mir gesagt haſt; um es aber mit einem Worte zu gestehen, ich bin (wenn du nämlich willſt, daß ich deinem Wunsche nachkommen soll) völlig entschlossen, zu reisen; denn unter keiner andern Bedingung lasse ich mich taufen." Als Jeannot seine Beharrlichkeit sah, rief er: „Nun, so reise glücklich!" dachte aber bei sich, daß er niemals ein Christ werden würde, sobald er den römischen Hof gesehen habe; indeß ließ er ihn gewähren, da es ihn weiter nichts anging.

Der Jude bestieg sein Pferd und beschleunigte, so schnell er konnte, seine Reise nach Rom, wo er von den Glaubensgenossen ehrenvoll aufgenommen wurde. Hier beobachtete er, ohne Jemand von dem Zweck seiner Reise etwas zu sagen, mit vieler Vorsicht das Leben und Treiben des Papstes, der Kardinäle, der übrigen Prälaten und sämmtlicher Hofleute. Was er, der mit einem bedeutenden Scharfblick begabt war, nun wahrnahm, und was er

von andern erfuhr, überzeugte ihn bald, daß alle mehr oder minder auf die niederträchtigste Weise in Wollust schwelgten, und nicht nur in der natürlichen, sondern auch in der Sodomie, ohne sich irgend Zügel von Scham oder Schande anlegen zu lassen, so daß in den wichtigsten Verhandlungen das Wort feiler Dirnen und Knaben einen nicht geringen Einfluß ausübte. Ausserdem bemerkte er, daß Alle Schlemmer, Säufer und Trunkenbolde waren, und gleich den unvernünftigen Geschöpfen, nächst der Wollust mehr dem Bauche, als etwas Anderem huldigten. Ferner sah er, daß sie insgesammt geizig und geldgierig waren, mit Menschen-, ja mit Christenblut und sogar göttlichen Dingen, welcher Art sie auch seyn mochten, entweder Opfern, oder geistlichen Aemtern, für Geld abscheulichen Handel trieben, und gewahrte mehr Mäckler dabei beschäftigt, als in Paris beim Verkauf von Tüchern oder irgend einer andern Waare. Offenbare Bestechung nannte man Fürsprache und unverschämte Geldgierigkeit Diäten; als ob Gott, geschweige den wahren Sinn der Worte, nicht den bösen Willen im verruchten Herzen erkennte, und sich, wie die Menschen, durch den Namen der Dinge täuschen ließe. Dieses und vieles Andere, das ich lieber verschweige, mißfiel dem Juden, der ein ehrenwerther und sittsamer Mann war, sehr, deßhalb beschloß er, nachdem er genug erfahren und gesehen hatte, nach Paris zurückzukehren; was er auch ausführte.

„Als Jeannot seine Ankunft erfuhr, ging er, ohne einige Hoffnung, daß er zum Christenthum übergetreten sey, zu ihm, und beide freuten sich nun des Wiedersehens. Nach einigen Tagen fragte ihn Jeannot, was er jetzt von dem heiligen Vater, den Kardinälen und den übrigen Hofleuten halte? Worauf der Jude ihm schnell in die Rede fiel: „Schlimmes haben sie von Gott zu erwarten! Denn ich sage

dir, oder ich müßte mich geirrt haben, keine Heiligkeit, keine Gottesfurcht, keine guten Werke oder einen musterhaften Lebenswandel, oder Anderes dergleichen, habe ich bei irgend einem Geistlichen bemerkt; dagegen sah ich, wie Wollust, Geiz, Schlemmerei und ähnliche abscheuliche, ja noch schlimmere Laster (wenn es anders noch schlimmere giebt) bei sämmtlichen in großem Ansehn standen, warum ich jene Stadt eher für eine Werkstatt des Teufels, als einen Wohnsitz Gottes halte. Ueberdies glaube ich, daß euer Papst und die übrigen Geistlichen mit Sorgfalt, Scharfsinn und Kunst Alles anwenden, um die christliche Religion, deren Fundament und Stützen sie zu seyn doch eigentlich berufen sind, gänzlich zu vernichten und von der Welt zu vertilgen. Da ich übrigens sehe, daß das nicht geschieht, was jene beabsichtigen, vielmehr eure Religion sich von Tag zu Tag immer mehr ausbreitet und glänzender und herrlicher hervortritt; so glaube ich wohl zu erkennen, daß der heilige Geist sie als die wahrhaftige und heilige vor allen Andern mehr stützt und aufrecht erhält. Deßwegen sage ich dir jetzt, so wenig ich früher deinen Aufforderungen, ein Christ zu werden, beipflichten konnte, offen und deutlich, daß ich auf keinen Fall meinen Vorsatz, Christ zu werden, ändere. Laß uns daher in die Kirche gehen, und bewerkstellige, daß ich nach dem schuldigen Gebrauche eures heiligen Glaubens getauft werde." Jeannot, einen ganz andern Schluß vermuthend, als ihm zu Ohren gekommen war, wurde jetzt der fröhlichste Mensch. Er ging sogleich mit ihm in die Kirche unsrer lieben Frauen in Paris, und bat die dortigen Geistlichen, daß sie Abraham taufen möchten; worauf jene, als sie die Bitte vernommen hatten, sie schnell zu erfüllen bereit waren. Jeannot war Zeuge dieser heiligen Handlung und nannte ihn Johannes. Hierauf ließ er ihn von großen und berühmten Lehrern in unsern Glaubens-

unterrichten, die er bald begriff; und ward so ein wackerer, tüchtiger Mann von gottgefälligem Wandel."

III. Novelle.

Der Jude Melchisedech rettet sich aus einer ihm vom Sultan Saladin bereiteten großen Gefahr durch eine Erzählung von den drei Ringen.

Nachdem Alles schwieg und die Erzählung Neiphilens den Beifall der Versammlung erhalten hatte, begann Philomele, auf der Königin Begehr, folgendermassen zu erzählen: „Die Novelle der Neiphile ruft mir plötzlich die fatale Situation ins Gedächtniß zurück, worin sich einst ein Jude befand. Da indeß von Gott und von der Wahrheit unseres Glaubens hinlänglich gesprochen wurde, dürfte es wohl jetzt an der Zeit seyn, sich zu den widerwärtigen Lagen und Handlungen der Menschen zu wenden; weßhalb ich eine Begebenheit erzählen werde, die für die Folge eure Vorsicht vielleicht vermehren wird, sobald ihr schwierige Fragen zu beantworten habt.

„Euch ist bekannt, liebenswürdige Gespielinnen, daß, wie die Thorheit oftmals Jemand aus einem glücklichen Verhältniß reißt und in das namenloseste Elend stürzt, den Weisen im Gegentheil die Klugheit von großer Gefahr befreit und ihm vollkommene Ruhe und Sicherheit verschafft. Daß in der Regel die Thorheit vom Glück ins Unglück führt, beweisen leider mannichfaltige Beispiele, worauf wir aber gegenwärtig nicht unser Augenmerk richten wollen, da sich deren täglich uns zu Tausenden offenbaren. Wie aber die Klugheit nützen kann, will ich, wie ich versprochen habe, in einer kleinen Novelle darthun.

Saladin, der durch Kühnheit und Tapferkeit zahlreiche Siege über die Sarazenen und Christen davongetragen, und sich dadurch aus der Niedrigkeit bis zum Sultan von Babylon emporgeschwungen, hatte in den verschiedenen Kriegen, sowie durch ungeheuren Luxus seinen ganzen Schatz geleert, so daß er, wenn plötzlich eingetretene Verhältnisse bedeutende Summen erforderten, nicht wußte, wo er sie so schnell auftreiben sollte. Da fiel ihm ein reicher Jude, mit Namen Melchisedech, ein, der in Alexandrien Wuchergeschäfte trieb, und ihm zu dienen wohl im Stande seyn dürfte, wenn er anders wollte; allein dieser war so geizig, daß er niemals freiwillig etwas that. Gewaltsam wollte Saladin nicht verfahren, und doch war das Bedürfniß dringend, weßhalb er beschloß, daß auf eine oder die andere Weise der Jude helfen müsse. Er überlegte dann, unter welchem Vorwande er ihn dazu zwingen könne.

Hierauf ließ er ihn zu sich rufen, empfing ihn auf das herzlichste, ließ ihn neben sich sitzen und sprach: „Lieber Freund! ich habe bereits von mehreren Personen vernommen, daß du ein großer Weiser sey'st und in der Gottesgelahrtheit viele Kenntniße besäßest; von dir möchte ich einmal hören, welchem von den drei Gesetzen du den Vorzug geben würdest, dem jüdischen, dem muhamedanischen oder dem christlichen?"

Der Jude, der in der That ein Weiser war, bemerkte bald, daß Saladin ihm deßhalb eine solche Frage stellte, um ihn in seinen eigenen Worten zu fangen; ja, er sah wohl ein, daß, welchem Gesetz er auch vor allen andern Lob spenden möchte, Saladin dessen ungeachtet doch seine Absicht erreichen würde. Darum raffte er geschwind seinen ganzen Scharfsinn zusammen, um eine schlagende Antwort, wie sie seyn mußte, zu finden, und begann, als er plötzlich eine Idee gefaßt hatte:

„Mein Herr und Gebieter! Die Frage, die ihr mir stellt, ist weitumfassend; doch wenn ich meine Meinung darauf sagen soll, so muß ich zuvor ein Mährchen erzählen, das ihr sogleich hören sollt.

„Ich erinnere mich häufig gehört zu haben, daß vor grauen Jahren ein reicher und vornehmer Mann lebte, der unter den vielen ausgesuchtesten Juwelen, die er in seinem Schatze hatte, auch einen wunderschönen und kostbaren Ring besaß. Damit dieser nun seinem Werthe und seiner Schönheit gemäß gewürdigt werde, und ewig in dem Besitz der Nachkommen bleibe, ordnete er an, daß von seinen Söhnen derjenige, der den Ring, als vom Vater empfangen, würde vorzeigen können, für seinen Erben gehalten, und von allen Andern als der Vornehmste geehrt werden sollte. Der Besitzer dieses Kleinods traf darauf unter seinen Kindern auf die nämliche Weise, wie sein Vorfahrer, dieselbe Einrichtung. So ging der Ring von Hand in Hand auf viele Nachkommen über.

„Endlich gelangte er in den Besitz eines Mannes, der drei schöne und tugendhafte Söhne hatte, die dem Vater unbedingt gehorchten, und deßhalb auch alle drei von ihm auf gleiche Weise geliebt wurden. Die Jünglinge kannten die herkömmliche Sitte in Betreff des Ringes, und da sich Jeder für den Geehrtesten unter den Seinigen hielt, so baten sie alle den Vater, der schon alt und der Auflösung nahe war, einzeln um die Erbschaft des Ringes. Der brave Mann liebte sie Alle gleichmäßig, und gerieth deßhalb in die peinlichste Verlegenheit, welchem er das Erbstück zuerkennen solle; indeß versprach er es einem Jeden, und überlegte nun, wie er alle drei befriedigen könne. Hierauf ließ er durch einen geschickten Meister nach dem einen noch zwei andere Ringe verfertigen, die aber dem ächten so ähnlich waren, daß er, der den Auftrag ertheilt hatte,

selbst nicht einmal im Stande war, den ächten von den unächten zu unterscheiden. Bei Herannahung des Todes gab er jedem seiner Söhne einen Ring.

Nach des Vaters Tode wollte nun jeder die Erbschaft und den Vorrang in Besitz nehmen; einer läugnete es dem Andern ab, und produzirte, um seine Forderung zu bekräftigen, seinen Ring, den er bekommen hatte. Indeß zeigte sich bald die ungeheure Aehnlichkeit aller drei Ringe, so daß keiner es vermochte, den ächten zu erkennen; worauf die Frage, wer der rechtmäßige Erbe des Vaters sey, unentschieden blieb, und es noch heute ist.

Auf dieselbe Weise, sage ich, verhält es sich, mein Herr und Gebieter, mit den drei Religionen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und worüber ihr die Frage an mich richtetet! Jede ist im Wahn, seine Erbschaft, sein wahres Gesetz, und seine Gebote zu haben; wer aber der wirkliche Besitzer ist, die Frage ist wie bei den Ringen bis heute noch nicht entschieden.

Sultan Saladin sah wohl ein, daß jener geschickt über die Grube gesprungen sey, die er ihm gegraben hatte, und entschloß sich, ihm jetzt offen sein Anliegen zu gestehen; wobei er ihm zugleich entdeckte, was zu thun er Willens gewesen sey, wenn nicht jene Antwort mit so viel Geistesgegenwart erfolgt wäre. Der Jude gab nun freiwillig dem Saladin eine bedeutende Summe, um welche dieser ihn ersuchte, und Saladin zahlte jenem nicht nur vollkommen die Anleihe zurück, sondern überhäufte ihn sogar mit Geschenken, ertheilte ihm in seiner Nähe ein wichtiges Amt, und nannte ihn immer seinen Freund." —

IV. Novelle.

Ein Mönch, eines sündigen Vergehens wegen in die schwerste Strafe verfallen, befreit sich dadurch von der Buße, daß er seinem Abte dieselbe Schuld, die er begangen, auf kluge Weise vorhält.

Philomele hatte ihre Erzählung beendigt, und schwieg, als Dioneus, der neben ihr saß, ohne von der Königin aufgefordert zu werden, sogleich bemerkte, daß nach der vorgeschriebenen Ordnung, die Reihe zu erzählen jetzt an ihm sey, und fing also zu reden an.

„Werthgeschätzte Damen! wenn ich die gemeinsame Absicht richtig begriffen habe, so sind wir hier vereinigt, um uns gegenseitig durch Erzählungen zu unterhalten; darum denke ich, so lange diesem Zwecke nicht entgegen gehandelt wird, muß es einem Jeden, wie auch unsere Königin noch so eben bemerkte, zu erzählen erlaubt seyn, wodurch er am meisten Vergnügen zu bereiten glaubt. Bereits haben wir vernommen, wie durch die guten Rathschläge des Jeannot von Sevigné Abraham selig wurde, und Melchisedech durch seine Geistesgegenwart seine Reichthümer vor den Nachstellungen des Sultan Saladins beschützte; nicht minder gedenke ich, ohne daß ihr mich aber tadelt, in der Kürze zu zeigen, wie ein Mönch auf schlaue Weise sich von einer schweren Strafe befreite.

In der Lunigiana, einer nicht weit von hier gelegenen Ortschaft, besaß einst ein Kloster größere Heiligkeit und mehr Mönche, als jetzt. Hier war unter andern ein junger Mönch, dessen Männlichkeit und Jugendblüthe weder durch Fasten, noch durch Nachtwachen vernichtet werden konnten. Dieser ging eines Tags um die Mittags-

zeit, als die übrigen Mönche sich Morpheus in die Arme geworfen hatten, in der Nähe der Kirche, die sehr einsam lag, spazieren, als er plötzlich ein schönes Bauernmädchen bemerkte, die einem der nächsten Orte angehören mochte, und jetzt auf dem Felde mit Kräuterlesen beschäftigt war. In dem Augenblick, wo er sie sah, erwachte auch die sinnliche Begierde heftig in ihm; er trat zu ihr hin und knüpfte ein Gespräch an, wodurch sie bald mit einander einig wurden, so daß er sie, von Niemand bemerkt, auf seine Zelle führte.

Indeß wollte es der Zufall, daß, während er von Wollust hingerissen ungenirt mit ihr scherzte, der Abt, der sich von seinem Lager erhoben hatte, und sachte vor der Zelle des Mönchs vorüberschlich, das Gekicher dieser Beiden vernahm. Um jedoch die Stimmen genauer zu erkennen, schlich er leise an die Thüre der Zelle, und als er so ganz unzweifelhaft ein Frauenzimmer entdeckte, war er schon Willens, sich die Thüre öffnen zu lassen. Doch besann er sich eines Besseren, und kehrte auf sein Zimmer zurück, um abzuwarten, bis der Mönch sich zeigen würde.

Dieser, der in der Unterhaltung mit seinem Mädchen das größte Wohlbehagen fand, war gleichwohl nicht ohne Angst, und da es ihm schien, als höre er Fußtritte vor seinem Schlafzimmer, so blinzelte er durch eine kleine Oeffnung, und sah deutlich den Abt stehen. Er war alsbald überzeugt, jener müsse das Mädchen in seiner Zelle erkannt haben, und da er wußte, welche harte Strafe darauf stand, wurde er sehr beunruhigt. Ohne jedoch dem Mädchen seine Unruhe zu zeigen, sann er vielmehr nach, ob sich ein Ausweg zur Rettung finden ließe, und in der That fiel ihm eine List ein, die zum gewünschten Ziele zu führen versprach.

Er stellte sich nämlich, als sey die Zeit zu divertiren

abgelaufen, und sagte dem Mädchen: „ich will mich jetzt umschauen, wie ich dich unbemerkt entlassen kann. Sey daher ruhig, bis ich zurükkehre.“ Hierauf verschloß er die Zelle, ging direct in das Zimmer des Abts, und sagte diesem mit unbefangenem Gesichte, indem er ihm seinen Schlüssel übergab, wie jeder zu thun pflegte: „Hochwürden, heute früh konnte ich nicht alles Holz, das ich hatte schlagen lassen, herein besorgen, deßhalb möchte ich jetzt mit eurer Erlaubniß in den Wald gehen und das Uebrige holen.“ Der Abt war zufrieden, daß es so kam; ertheilte ihm, in der Meinung, jener wisse nicht, daß er von ihm behorcht worden sey, die Erlaubniß, und nahm den Schlüssel, um den Fehltritt, den jener begangen, auf das Strengste zu untersuchen.

Als er allein war, überlegte er, ob es nicht rathsamer sey, im Beyseyn aller Mönche die Zelle des Gefallenen zu öffnen, und ihnen auf diese Weise das Verbrechen aufzudecken, damit sie nicht etwa später über ihn klagen könnten, wenn er den Mönch bestrafte, oder ob er sich nicht erst genau überzeugen sollte, wie es sich verhalte Plötzlich fiel ihm aber ein, daß es vielleicht gar die Frau oder Tochter eines Mannes seyn könnte, dem er nicht gern die Schande anthun möchte, sie der Schaulust aller Mönche preiszugeben; deßhalb entschloß er sich, sie erst zu sehen und dann das Weitere mit sich zu berathen. So ging er denn ganz leise nach der Zelle, öffnete sie, ging hinein, und schloß sie wieder.

Als das Mädchen den Abt eintreten sah, vergingen ihr fast die Sinne, und vor Schaam und Furcht fing sie zu weinen an. Bey dem Anblick des schönen und blühenden Mädchens fühlte der alte hochwürdige Herr nicht minder lebhaft die sinnliche Natur, wie sein junger Mönch sie empfunden hatte. „Wahrhaftig, sprach er zu sich, war-

um sollte ich mir nicht ein Vergnügen gönnen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet? Aerger und Unmuth sind leider immer vorhanden, ohne daß man darnach hascht. Ein schönes Mädchen ist hier im Kloster, ohne daß es Jemand muthmaßt. Kann ich es dahin bringen, daß sie meinen Wünschen nachkommt, so sehe ich nicht ein, warum ichs unterlassen sollte. Wer erfährt es? Gewiß keine Seele, und eine verborgene Sünde ist bald abgebüßt. Ueberhaupt kommt eine solche Gelegenheit so bald nicht wieder, und ich denke, es ist klug, das dargebotene Glück zu benützen, das der Himmel mir zugeschickt hat."

So meditirend hatte er den Entschluß, mit dem er gekommen war, völlig geändert, näherte sich dem Mädchen, begann ihr liebreich zuzureden, und bat sie, nicht mehr zu weinen; so gab ein Wort das andere, und endlich kam es soweit, daß er ihr Zumuthungen machte. Das Mädchen war weder von Stahl noch von Diamant, sondern willfahrte schnell genug den Wünschen des Abtes; worauf er sie einige Male umarmte und küßte, und sich dann auf das Bett des Mönchs legte. Berücksichtigte er nun seine hohe gewichtige Würde, und das jugendliche Alter des Mädchens, oder fürchtete er etwa, daß die Last seines Körpers ihr beschwerlich seyn möchte, genug er bedeckte sie nicht, sondern ließ sie auf sich ruhen, und schwelgte so mit ihr eine ziemliche Zeit in Wonne.

Der Mönch, der angeblich in den Wald gegangen war, hatte sich im Schlafsaal verborgen gehalten; wie er aber den Abt in seine Zelle eintreten sah, schöpfte er, im festen Vertrauen auf das Gelingen seines Anschlages, neuen Muth; und als jener gar die Thür hinter sich verschloß, war er mit sich im reinen, schlich aus seinem Versteck leise hervor und näherte sich einer Spalte, durch die er Alles beobachtete, was der Abt sagte und that.

Als letzterer sich lange genug mit dem Mädchen abgegeben hatte, schloß er sie in der Zelle wieder ein, und ging zurück auf sein Zimmer. Bald darauf sah er den jungen Mönch, und in der Meinung, dieser sey aus dem Walde zurückgekehrt, war er Willens, ihn zu Rede zu stellen, und dann einkerkern zu lassen, um die Beute allein zu besitzen. Deßhalb ließ er ihn rufen, verwies ihm seine Handlung mit erzürntem Gesicht auf das Strengste, und kündigte ihm seine Einkerkerung an.

Der Mönch antwortete ihm sogleich. „Hochwürdiger Herr, ich bin noch nicht lange in den Orden des heiligen Benedict getreten, wie kann ich da schon alle Einzelnheiten genau kennen; und in der That habt ihr mich noch nicht gelehrt, daß die Mönche auch die Mädchen auf sich nehmen müssen, wie Fasten und Nachtwachen. Da ihr es mir nun gezeigt habt, so verspreche ich euch, wenn ihr es mir jetzt verzeiht, nie wieder zu sündigen, sondern immer so zu handeln, wie ich euch habe handeln sehen."

Der Abt, ein sehr verständiger Mann, merkte bald, daß jener von Allem unterrichtet sey, und gesehen habe, was er vorgenommen. Deßhalb schämte er sich, im Bewußtseyn gleicher Schuld, den Mönch zu bestrafen, da der Eine wie der Andere es gleichmäßig verdient hatte; deßhalb verzieh er ihm und befahl ihm ein strenges Stillschweigen über Alles, was geschehen, zu beobachten; hierauf führten sie das Mädchen heimlich und vorsichtig aus dem Kloster, in welches sie es Beide wahrscheinlich noch öfter zurückgeholt haben.

V. Novelle.

Die Markgräfin von Montferrat lenkt mit einem aus lauter Hühnerspeisen bestehendem Mahl und einer geistreichen Antwort die Liebe des Königs von Frankreich von sich ab.

Bei Dioneo's Erzählung färbten sich anfangs die Wangen der Zuhörerinnen mit einer keuschen Schaamröthe. Doch als sie im weitern Verlauf derselben einander verstohlen anblickten, konnten sie kaum das Lachen halten, und hörten ihm mit sichtbarem Wohlgefallen bis ans Ende zu. Als Dioneo geschlossen hatte, gab man ihm mit Stichelreden zu verstehen, daß es doch nicht recht schicklich sey, Histörchen dieser Art vor Damen zu erzählen.

Jetzt winkte die Königin Fiametten, die neben Dioneo auf dem Rasen saß, weiter fortzufahren, worauf diese mit anmuthigem Lächeln begann:

„Mir macht nichts mehr Vergnügen, als eine rasche und treffende Antwort, wie deren mehrere in der so eben erzählten Geschichte vorkommen. Die Novelle drehte sich um das Thema: daß es für den Mann eben so ehrenvoll sey, über seinen Stand zu lieben, als für ein Frauenzimmer, sich mit Liebhabern unter ihrem Rang nicht einzulassen. Hierbei fällt mir denn eine Geschichte von einer Dame ein, welche sich sehr wohl vor dieser Gefahr zu hüten und den ihr zu hohen Liebhaber auf eine kluge Manier von sich zu entfernen wußte.

„Der Markgraf von Montferrat, ein muthiger Ritter und Bannerträger der Kirche, war in einem allgemeinen Kreuzzuge der Kirche mit übers Meer gezogen. Da begab es sich denn eines Tags an dem Hofe Philipps des Einäugigen, der gleichfalls nächstens nach Je-

rusalem abgehen wollte, daß auf die Tapferkeit des Markgrafen von Montferrat die Rede kam. Ein anwesender Ritter sagte, im Gespräch über ihn: „Ich versichere euch, es muß doch unter der Sonne kein schöneres Paar geben, als den Markgrafen und die Markgräfin! Er ist der tapferste Ritter von der Welt, und sie ist die schönste und sittsamste Frau, welche existirt."

Den König von Frankreich frappirten diese Worte. Er entwarf sich sogleich ein reizendes Ideal von der Markgräfin. Plötzlich stand ihm ein Bild von ihr in der Seele, das ihn zu heißer Liebe entzündete. Voll Verlangen, sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen, reiste er denn sogleich am nächsten Morgen nach Genua ab, indem er hoffte, auf der Landreise nach dem Hafen von Genua unter irgend einem schicklichen Vorwand die Markgräfin zu sehen, und in Abwesenheit ihres Gemahls zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Sein Gefolge schickte er voraus, und trat mit einem nur kleinen Geleite von Rittern die Reise an. Als er sich nun dem Gebiete des Markgrafen näherte, ließ er der Dame einen Tag zuvor melden, daß sie ihn morgen zum Mittagessen erwarten möge. Als eine verständige und kluge Frau erwiderte sie in allem Anstand, der hohe Gast werde ihr höchst willkommen seyn, und sie schätze es sich zur größten Ehre, ihn zu bewirthen.

Indeß hatte sie dabei im Stillen ihre Gedanken. Der Besuch von einem so hohen König in Abwesenheit ihres Mannes mußte ihr nothwendig im höchsten Grade auffallend seyn. Sie machte den richtigen Schluß, daß sie diesen Besuch wahrscheinlich blos dem Ruf ihrer Schönheit zu danken habe. Als eine gebildete Dame beschloß sie nichts desto weniger, den erhabenen Herrn seiner Würde gemäß aufs Ehrenvollste zu empfangen. Ohne Verzug

rief sie alle ihre Leute zusammen, die der Gemahl zu Haus zurückgelassen hatte, berathschlagte mit ihnen, und gab ihnen dann den Auftrag, Alles genau zu besorgen. Das Arrangement der Tafel behielt sie sich selbst vor. Zu diesem Zweck ließ sie sogleich alle Hühner, die in den nächstliegenden Orten aufzutreiben waren, zusammenkaufen, und gab ihren Köchen die Weisung, alle nur möglichen Gerichte aus denselben für das königliche Mahl zu bereiten.

Jetzt erschien der König, der von der Dame mit größtem Anstand aufgenommen wurde. Ihre Erscheinung übertraf alle seine Erwartungen — die Worte des Ritters hatten ihm nur ein schwaches Schattenbild von ihr entworfen — er fand ihre Schönheit beispiellos, alle Grazien und Tugenden schienen ihm über sie ausgegossen. Bei ihrem ersten Anblick versank er in ein sprachloses Staunen. Aus seiner Bewunderung wurde sogleich glühende Leidenschaft, die mit Blitzesschnelle um sich griff. Man führte ihn in ein prächtiges Gemach, um von der Reise auszuruhen. Aber wo hätte er Ruhe finden sollen? Kaum konnte er den Anfang der Tafel erwarten, um nur die Markgräfin wieder zu sehen. Endlich erschien der längst ersehnte Diener, welcher fragte, ob es seiner Majestät jetzt wohl gefällig sey? Seine Schritte beflügelten sich, kaum war er der einem König geziemenden äußern gemessenen Haltung mächtig, um vor den versammelten Gästen seine Stelle an der Seite der reizenden Markgräfin einzunehmen.

Der König und die Markgräfin placirten sich Beide allein an einer besondern Tafel. Die andern Anwesenden waren ringsum nach ihrem Rang an größeren Tischen in bunter Reihe geordnet. Dem König mundeten die zahlreichen auserlesensten Gerichte und verschiedenen delikaten Weine, welche wetteiferten, seinen Gaumen zu er-

götzen; doch hing sein Blick bei all' den Herrlichkeiten hungernd und dürstend an der wunderschönen Dame. Ob er nun zwar gleich ganz in ihr Anschauen versunken war, so fiel es ihm denn doch endlich auf, daß alle erscheinende Gerichte ohne Ausnahme aus Hühnerfleisch bereitet waren. Dieß wunderte ihn um so mehr, als ihm nicht unbekannt war, daß die umliegende Gegend reich war an Wildpret aller Arten, von welchem man auf seine vorausgegangene Anmeldung doch mit leichter Mühe etwas hätte herbeischaffen können. Er that sich eine lange Zeit Gewalt an, seine Verwunderung zu unterdrücken; aber endlich konnte er doch nicht länger an sich halten, und richtete an die Markgräfin die Frage:

„Aber edle Frau, gibt es hier denn lauter Hühner ohne einen Hahn?"

Die Markgräfin, welche diese Frage sehr wohl verstand, und den Augenblick für geeignet hielt, ihre Meinung auszusprechen, versetzte unbefangen:

„O nein, mein hoher Herr; aber trotz allen Verschiedenheiten in Rang und Kleidung sind doch die Frauen hier zu Lande alle ebenso beschaffen, wie anderwärts."

Nach dieser Antwort begriff der König die Absicht der Hühnermahlzeit und den verborgnen Sinn der Erwiederung. Er sah, daß alle Künste der Ueberredung an der Dame scheitern würden, und da sich hier keine Gewalt brauchen ließ, so unterdrückte er die Flamme, die eine unbesonnene vorschnelle Neigung in seiner Brust entzündet hatte. Aus Respect vor ihren Antworten gab er alle weitere Sticheleien und zugleich jede Hoffnung auf, hier zu reüssiren. Sogleich nach der Tafel machte er denn also Anstalt zum Aufbruch, dankte ihr in den verbindlichsten Ausdrücken für die freundliche Aufnahme und reiste, um dadurch den un-

reinen Grund seines Besuches zu bemänteln, schleunigst nach Genua ab.

VI. Novelle.

Ein ehrlicher Laie beschämt durch einen guten Ausspruch die Heuchelei der Mönche.

Nachdem die Geistesgegenwart und feine spöttische Weise der Markgräfin, dem Könige von Frankreich gegenüber, von Allen gepriesen worden war, nahm die neben Fiametten sitzende Emilie auf den Wink der Königin in munterm Tone das Wort. „Hört jetzt den treffenden Einfall, hob sie an, mit dem ein ehrlicher Laie einen geizigen Mönch zum Schweigen brachte, eine Geschichte, die sich gewiß eures Beifalls erfreuen wird.

Vor nicht langer Zeit nehmlich, liebe Schwestern, hatte in unserer Stadt ein Minorit das Am des Inquisitors zu verwalten. Wie sehr sich derselbe auch bemühte, einen äußern Heiligenschein um sich zu verbreiten, so wußte er doch eben so gut die Fülle des Geldbeutels, als den Mangel des Glaubens auszuspüren. In seinem geschäftigem Eifer traf er nun einstmals auf einen ehrlichen Tropf, der mehr Geld als Verstand hatte. Dieser hatte nicht etwa aus irreligiösem Sinn, sondern in einer ganz unschuldigen Weinlaune, gegen die anwesende Gesellschaft geäußert: „er führe einen so guten Wein in seinem Keller, daß wohl selbst Christus keinen Anstand nehmen würde, ein Glas davon zu trinken.“ Dieß wurde durch geschäftige Denuncianten dem Inquisitor auf der Stelle hinterbracht. Als derselbe erfuhr, daß der Inculpat fast eine Tonne Goldes besitze, brach er die Gelegen-

heit vom Zaun, und ging ihm processualisch mit Feuer und Schwert zu Leibe. Es lag ihm dabei nicht im mindesten an der Religion, sondern blos an der Spickung seines nimmersatten Geldbeutels.

Er ließ ihn also vor sich citiren und fragte ihn, ob das wahr sey, was man gegen ihn ausgesagt habe. Der gute Mann läugnete es nicht, und erzählte ihm den ganzen Hergang der Sache.

"Also zu einem Trunkenbold und Weingenie willst du unsern Herrn Christus machen?" versetzte der heilige Inquisitor, der vor Allen den heiligen Ludwig mit dem goldenen Barte verehrte. Zu einem Kneipenhelden willst du ihn herabwürdigen, wie einen von euch versoffenen Kerlen? Und jetzt stellst du dich nun ganz demüthig an, um die ganze Sache auf eine thunliche Manier zu vertuschen? Daraus wird aber nichts! Das will ich dir nur gleich im Voraus gesagt haben. Wenn ich nach Urtel und Recht gegen dich verfahre, so kommst du ohne Gnade und Barmherzigkeit auf den Scheiterhaufen."

Mit dieser von einer drohenden Miene begleiteten Anrede jagte er den armen vor ihm stehenden Tropf dermaßen ins Bockshorn, daß dieser nicht wußte, ob er den ewigen Richter oder den Teufel selber vor sich habe. Worauf der zitternde Inculpat in seiner Angst, um Gnade vor ihm zu finden, durch Vermittlung dienstfertiger Leute ihm mit einer ansehnlichen Dosis von der Salbe des "heiligen Johannes mit dem goldnen Munde", vergolden ließ, welche bei dem pestilenzialischen Uebel des Geizes, besonders an Bettelmönchen, die kein Geld anrühren dürfen, wahre Wunder thut. Obgleich Galen in seinem ganzen medicinischen Werke nirgends dieser Salbe Erwähnung thut, so ist sie doch von einer unglaublichen Wirkung, wel-

che sich auch hier bewährte, wo durch dieselbe der Scheiterhaufen in ein Kreuz verwandelt wurde.

„In hoc signo vinces!“ Alle deine Sünden sollen dir vergeben seyn, mein Sohn! sagte der heilige Inquisitor, ihm ein schwarzgelbes Kreuz umhängend, sofern du dich entschließest, den gegenwärtigen Kreuzzug mitzumachen. Nach richtigem Empfang des Geldes behielt er ihn noch mehrere Tage bei sich, während welcher Zeit er ihm die Buße auflegte, jeden Morgen die Messe zum heiligen Kreuz zu hören, und sich gegen Mittag bei ihm einzufinden, worauf er ihm den übrigen Rest des Tages zu freier Disposition stellte.

Der Büßer befleißigte sich angelegentlichst, seiner Vorschrift aufs Gewissenhafteste nachzukommen. Da traf es denn, daß er eines Tags in der Frühmesse die Worte des Evangeliums hörte: „Es wird euch alles hundertfältig vergolten werden, und ihr werdet das ewige Leben haben.“

Dieser Bibelspruch prägte sich dem ehrlichen Manne augenblicklich ein. Mittags erschien er um die bestimmte Stunde vor dem Inquisitor, den er gerade bei Tische antraf.

„Nun, Freund, fragte dieser, habt Ihr auch heute der Frühmesse beigewohnt?“

„Ja wohl, Herr Inquisitor,“ versetzte der Gefragte.

„Und ist Euch im Verlauf derselben nichts aufgestoßen, was Euch etwa einen Scrupel erregte, oder worüber Ihr nähere Belehrung wünschtet?“

„O nein, versetzte der arme Büßer; Alles, was ich hörte, leuchtete mir völlig ein. Nur Eins ging mir nah und bewegte mich zu großem Mitleid mit Euch und Euren Brüdern. Ich konnte mich nämlich bei gewissen Worten des Gedankens nicht erwehren, wie es Euch wohl einmal in einer andern Welt ergehen würde.“

„Und dieſe Worte?“ — fragte der Inquiſitor.

„Mit Verlaub, erwiederte der Inculpat, es waren die Worte des Evangeliums, wo es heißt: „Es wird euch Alles hundertfältig vergolten werden.“

„Allerdings heißt es ſo im Evangelium, verſetzte der Inquiſitor; aber was in aller Welt könnt Ihr denn an dieſen Worten für einen Anſtoß nehmen?“

“Ich will frei von der Leber weg reden, ſagte der Büßende. Seit ich hieher ins Kloſter gekommen, ſehe ich tagtäglich, daß den Armen ein oder auch zwei große Keſſel voll Suppe verabreicht werden, die ihr euch entzieht, weil ihr ſie überflüßig habt. Bekommt ihr nun dieſe in einer andern Welt hundertfältig zurück, ſo müßt ihr ja nothwendig ſammt und ſonders in der Suppe erſaufen?“

Alle Tiſchgäſte des Inquiſitors brachen bei dieſen Worten in ein lautes Gelächter aus; er aber nahm die Sache krumm, und wußte ſich, den Spott auf die mönchiſche Frommthuerei ſehr wohl verſtehend, kaum zu faſſen. Hätte er nicht ſchon in dem erſten Prozeß ein Haar gefunden, ſo würde er dem ehrlichen vor ihm ſtehenden Manne noch einen Zweiten angehangen haben, weil er ihm und ſeinen Faulbäuchen auf eine handgreifliche und doch zugleich anſtändige Manier in ſeinem unſchuldigen Humor den Text geleſen hatte.

„Geh zum Teufel, Kerl! ſagte er, vor Verdruß roth wie ein Zinshahn, und komme mir nicht wieder vor die Augen!

Von dem Kreuzzuge war natürlich kein weitere Rede.

VII. Novelle.

Bergamino verhöhnt in allem Anstand, mit einer Erzählung von Primasseau und dem Abt von Clugny, den Geiz, der neuerdings den Herrn Cane della Scala befallen hatte.

Die Königin und alle Andre ergötzte Emiliens lustige Geschichte, und sie gaben dem wohlangebrachten Scherz des Kreuzträgers ihren vollen Beifall. Als man sich nun darüber satt gelacht hatte, und die Stille wiederkehrte, hob Filostrato, den jetzt die Reihe des Erzählens traf, folgendermaßen an:

„Es ist aller Ehren werth, meine schönen Damen, wenn man ein festes, unverändertes und wohlbekanntes Ziel zu treffen weiß; aber fast an das Wunderbare grenzt es, wenn ein guter Schütze einen selten erscheinenden oder wenigstens ihm noch nie vorgekommenen Gegenstand, der ihm ganz plötzlich und völlig neu entgegentritt, glücklich erlegt. Der lasterhafte, unflätige Lebenswandel der Geistlichen liegt so offenbar vor Augen, daß eben keine große Kunst dazu gehört, satirische Ausfälle auf ihn zu thun. Allerdings hatte jener gute Mann völlig Recht dem Inquisitor die heuchlerische Wohlthätigkeit der Mönche unter die Nase zu reiben, die das lieber unter die Armen vertheilen, was sie den Säuen geben, oder auf die Straße werfen sollten; indeß scheint mir doch ein Anderer, von dem zu erzählen mir die vorhergehende Geschichte Anlaß gibt, noch weit mehr Lob zu verdienen. Dieser verhöhnte nehmlich den Herrn Cane della Scala, einen früher sehr spendabeln, aber auf einmal geizig gewordenen Mann, mit einer spaßhaften Geschichte, in welcher er von einem Andern das erzählt, was auf ihn

selbst gemünzt war. Diese Erzählung lautete folgendermaßen:

„Herr Cane della Scala war weit und breit als einer der glücklichsten, edelsten und freigebigsten unter allen Großen bekannt, deren man sich seit den Zeiten Friedrichs II. in Italien zu erinnern wußte. Einstmals nun hatte er sich entschlossen, in Verona ein glänzendes Fest zu veranstalten, zu welchem alle nur mögliche Leute, die an den Hof paßten, und dort Unterhaltung gewähren können, herbeigeströmt waren. Auf einmal wurde er, aus einem unbekannten Grunde, andern Sinnes, und entließ die sämmtlichen Angekommenen theils mit Geschenken, theils unter unklaren Vorwänden, über die sich Alle die Köpfe zerbrachen. Nur ein Einziger von Allen, ein gewisser Bergamino, der ein großes Redetalent besaß, blieb, ohne Geschenke oder Urlaub erhalten zu haben, in der Hoffnung, noch seinen Vortheil zu finden, in Verona zurück. Herr Cane aber war der Meinung, es sei besser, etwas in's Feuer zu werfen, als es dem Bergamino zu geben, und deßhalb nahm er gar keine Notiz von seiner Anwesenheit. Als nun Bergamino nach Verlauf etlicher Tage weder an den Hof beschieden, noch zu irgend einer Probe seiner Kunst aufgefordert worden war, fing er an ungeduldig zu werden. Er hatte nehmlich in der Zeit sein Geld aufgezehrt, und für Diener und Pferde war bei dem Wirth eine respektable Rechnung aufgewachsen. Trotz dem aber fand er es für gut, seine Abreise vor der Hand noch zu verschieben.

Bergamino hatte drei köstliche Anzüge, die ihm von drei verschiedenen großen Herren verehrt worden waren, mitgebracht, um bei dem Feste so glanzvoll als möglich erscheinen zu können. Der Wirth indeß wollte bezahlt seyn. Und so gab ihm denn Bergamino zur

Beruhigung erst Einen von diesen Anzügen; aber „die Schulden wachsen schnell“ und Wirthe sind ungeduldiger Natur. Der Mahner erschien bald aufs Neue, und so ging denn auch der zweite Anzug zum Teufel, wobei der momentan zufriedengestellte Wirth schon mit einem merkbaren Appetit nach dem dritten schielte, den er auch bereits in den Klauen zu haben glaubte, weil Bergamino denselben unbedingt an einen noch längern Aufenthalt riskiren wollte. Und in der That wäre beinahe auch dieser darauf gegangen.

Da ereignete sich es denn eines Tages, daß Bergamino mit seinem letzten Anzug in äußerst düstrer und sentimentaler Stimmung an das Table d'hôte mit Herrn Cane zusammentraf. Als Herr Cane seine finstere Miene bemerkte, fragte er Bergamino, mehr, um ihn zum Besten zu haben, als um ein Bonmot von ihm zu hören: Aber, ins Teufels Namen, Bergamino, was ist denn mit dir? Du siehst ja aus wie ein saurer Mops! Was hast du denn im Kopfe? Rede! Gieb etwas zum Besten!

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, als wäre die Sache längst in seinem Kopfe fertig gewesen, erzählte jetzt Bergamino folgende Geschichte:

„Es gab einmal einen Gelehrten, Namens Primasseau, der in der Grammatik seines Gleichen suchte, und im Versemachen ein wahrer Hexenmeister war. Man kannte die Talente des Mannes in ganz Italien. Aber trotz allen seinen außerordentlichen Kenntnissen ging es ihm in der Heimath oft sehr schlecht, und es bewährte sich an ihm der Spruch: „der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande“. Die Maler hatten ihn abkonterfeit, und man erkannte ihn sogleich überall, wo er nur hinkam, weil vielleicht sein Bild gerade in dem Wirthshaus,

wo er einkehrte, an der Wand hing. Demungeachtet konnte er es in Italien zu nichts Rechtem bringen; ja er saß oft so sehr in der Tinte, daß er keinen Heller im Beutel hatte. Es ging ihm schon längst im Kopfe herum, einmal im Ausland sein Glück zu versuchen, und Paris war das Ziel seiner Wünsche. Er hatte viel von dem Abt von Clugny gehört, welcher der allgemeinen Stimme nach nächst dem Papste, von allen Prälaten das reichste Einkommen haben sollte, und von dem man sich Wunder der Freigebigkeit erzählte. „Er halte täglich offene Tafel", hieß es, und jeder anständige Mann sey ihm nach einer kurzen Anmeldung als Tischgast willkommen. „Man macht so viel Wesens von dem Abt" dachte unterwegs Primasseau der von jeher an dem Umgang mit hochgestellten Leuten Geschmack fand; „ich will ihn doch auch einmal heimsuchen, und mich mit eignen Augen überzeugen, wie es um seine Freigebigkeit steht". Er erkundigte sich, ob er wohl auf seiner Reise nach Paris einen großen Umweg dahin habe.

„O nein, hieß es; seine Hochwürden wohnen kaum sechs Meilen von der Stadt auf einem Landgut."

„Gut", versetzte Primasseau, da kann ich ja dem edeln Herrn ganz bequem eine Visite machen; ich brauche nur etwas früh aufzustehen, um bei ihm zu Mittag einzutreffen. In Ermanglung eines Führers ließ er sich den Weg beschreiben, und für den Fall, daß er sich vielleicht verirrte, und nichts zu essen fände, steckte er, um nicht unterwegs zu verhungern, drei Brode zu sich; Wasser, das er freilich eben nicht sonderlich liebte, hoffte er überall zu finden. Jetzt machte er sich, mit seinen Broden bewaffnet, auf den Weg, den er so glücklich fand, daß er noch vor dem Mittagsessen bei dem Abt eintraf. Bei seinem Eintreten erstaunte er über die Menge gedeck-

ter Tische; im Vorbeigehen hatte er auch einen Blick in die Küche geworfen, wo Alles in voller Thätigkeit war; und so dachte er denn bei sich selbst: „die Fama lügt nicht; dieser Abt muß nothwendig der honetteste Mann seyn, der auf der Welt existirt". Man brachte Wasser zum Händewaschen, worauf sich die anwesenden Gäste zur Tafel verfügten. Primasseau erhielt zufällig seinen Platz gerade der Thür gegenüber, aus welcher der Abt heraustreten mußte, um in den Speisesaal zu gelangen. Es war an der Tafel des Abtes gebräuchlich, weder Brod noch Wein, noch etwas Anderes eher aufzutragen, als bis er selbst erschien. Bei seinem Eintritt näherte sich nun sogleich der Haushofmeister, und fragte den Abt, ob es seiner Magnificenz jetzt gefällig sey. Einen flüchtigen Blick auf die anwesende Gesellschaft werfend, fiel das Auge des Abtes sogleich auf den zunächst an der Thür sitzenden Primasseau. Frappirt von der schlechten Kleidung eines ihm völlig unbekannten Menschen, der sich als Tischgast eingefunden hatte, fuhr ihm auf einmal der ihm sonst fremde Gedanke durch den Kopf: da sehe doch Einer, an welche unwürdige Leute ich das Meinige verschwende!" Augenblicklich kehrte er um, ließ die Thüre wieder schließen, und fragte seine Diener, ob keiner von ihnen den unverschämten Kerl kenne, welcher der Thüre seines Zimmers gegenüber sitze. Niemand wußte über ihn Auskunft zu geben. Primasseau, der auf seiner Fußreise starken Appetit bekommen hatte, und kein Freund des Hungers war, zog, als der Abt nicht wieder erschien, jetzt ganz ungenirt eins von seinen drei Broden aus der Tasche hervor, und begann davon zu essen. Eine kleine Weile darauf ließ der Abt einen von seinen Dienern nachsehen, ob sich Primasseau noch nicht entfernt habe. „Nein", hieß es; „er ißt Brod, das er sich selbst mitgebracht haben muß". Nun so mag

er nur von seinem eignen Brode essen", versetzte der Abt; denn von dem unsrigen soll er heute nichts zu schmecken bekommen!"

Es wäre dem Abt am Erwünschtesten gewesen, wenn sich Primasseau aus freien Stücken fortbegeben hätte, weil er es denn doch für nicht ganz schicklich hielt, ihn förmlich von der Tafel hinwegzuweisen. Primasseau verzehrte beim längeren Ausbleiben des Abtes sein zweites Brod, und als dieser immer noch nicht erschien, machte er sich auch an das dritte. Als man dieß dem Abt meldete, wurde ihm die Sache denn doch bedenklich. Er fand Veranlassung, mit sich selbst zu Rathe zu gehen:

„Aber", dachte er im Stillen, was fällt dir denn auch heute nur auf einmal ein, daß du dich so ärgerst? Welcher dir sonst fremde Anlaß zum Geiz? Wie Viele haben nun schon seit Jahren an meiner Tafel gespeist, ohne alles Ansehen der Person; ja wie oft habe ich sogar augenscheinliche Landstreicher bewirthet, und noch niemals ist mir ein ähnlicher Gedanke wie beim Anblick dieses Menschen beigekommen! Es muß doch etwas Besonderes an diesem Manne seyn, daß er mich auf so ungewöhnliche Gedanken bringt. Allerdings sieht er mir, wenn ich ihn ins Auge fasse, sehr nach einem Vagabunden aus, und doch würde er mich nicht in diesem Grade gegen alle Höflichkeit verhärten, wenn gar nichts an ihm wäre".

Nach diesem Selbstgespräch erkundigte er sich weiter nach ihm. Jetzt erfuhr er, es sey der weit und breit berühmte Primasseau, der sich incognito bei ihm eingefunden, um sich von seiner gepriesenen Gastfreundlichkeit zu überzeugen. Das setzte ihn in die größte Verlegenheit. Sogleich war er darauf bedacht, seinen Fehler möglichst wieder gut zu machen, und ihm alle ihm gebührende Ehre zu erzeigen. Nach der Tafel schenkte er ihm kostbare, sei-

nem Range geziemende Kleider, ein arabisches Roß und eine volle Börse, und lud ihn dringend ein, so lange bei ihm zu verweilen, als es ihm gefällig wäre. Endlich nun kehrte Primasseau, nachdem er dem Abte seinen verbindlichsten Dank abgestattet, nach Paris, von wo aus er zu Fuß abgereist war, zu Pferd zurück."

Herr Cane verstand, als ein Kopf von leichter Fassungskraft, sogleich, was Bergamino mit seiner Erzählung sagen wollte, und erwiderte ihm lächelnd: „Bergamino, du hast sehr treffend deine mißliche Lage, dein Talent, meinen Geiz und deine Wünsche angedeutet. Noch nie in meinem Leben habe ich mich filzig gezeigt, als in Beziehung auf dich; aber ich will das mir neue und sonst ganz fremde Laster mit dem Stocke vertreiben, den du mir in die Hand gegeben hast".

Darauf bezahlte er den Wirth des Bergamino, schenkte ihm einen seiner kostbarsten Anzüge, gab ihm eine Börse voll Goldstücke und ein Pferd, und lud ihn ein, so lange bei ihm zu bleiben, als es ihm gefällig wäre.

VIII. Novelle.

Guiglielmo Borsiere verhöhnt auf eine delikate Manier den Geiz des Edelmanns Ermino de Grimaldi.

Bergamino's Schlauheit fand allgemeinen Beifall. Jetzt war die Reihe an der Filostrato zunächst sitzenden Lauretta, welche ohne sich lange zu besinnen, folgendermaßen anhob:

„Mir ist bei der vorigen Geschichte eine ähnliche Erzählung eingefallen, welche berichtet, wie ein Herr,

der an Höfen sein Glück zu machen suchte, auf fast gleiche Art die Geldgier eines reichen Handelsherrn verhöhnte. Mag meine Geschichte auch mit der vorigen einigermaßen zusammentreffen, so meine ich doch, man wird sie eben so gern anhören, zumal da sie einen sehr glücklichen Ausgang nimmt.

„In Genua lebte nehmlich vor Zeiten einmal ein Edelmann, Namens Ermino de Grimaldi, mit welchem sich, nach der allgemeinen Sage, an Besitz von Grundstücken und baarem Geld in ganz Italien kein anderer Privatmann messen konnte. Aber bei allem seinem grenzenlosen Reichthum war dieser „Herr von" der größte Filz, welcher in ganz Italien existirte. Kein Gedanke daran, daß er irgend Jemandem eine Wohlthat, eine Ehre oder Unterstützung erzeigt hätte; im Gegentheil legte er sich selbst die allergrößten Entbehrungen auf, und das sogar bei solchen Gelegenheiten, wo er sich ehrenhalber honett hätte zeigen sollen. Sein Beutel war der ganzen Welt verschlossen, was sonst in Genua nicht der Brauch ist, wo sich jeder angesehene Mann gern prächtig kleidet und glänzende Gastmahle gibt, sollte er es auch in andern Stücken an manchem Nöthigen fehlen lassen. Früher hatte es immer geheißen: „Ja, die Grimaldi's, das sind noch Leute, vor denen man Respekt haben muß". Aber jetzt wollte der Name Grimaldi Niemandem mehr über die Lippen, oder, wenn ihn ja Jemand aussprach, so klang's hinterher: „Pfui über den niederträchtigen Geizhals!" und das Volk gab ihm allgemein nur den Spitznamen: „Herr von Avarizia".

Um diese Zeit nun ereignete sich's, daß Guiglielmo Borsiere, ein lustiger Rath von feinen Sitten und guter Rednergabe, nach Genua kam, der sich von den jetzigen Hofleuten auf das Ehrenvollste unterschied. Denn

zur Schande unserer Zeiten sey es gesagt: „wenn man die jetzigen lustigen Räthe ins Auge faßt, die sich gar zu gerne „Herren von“ schimpfen lassen, so könnte man oft denken, man habe sie mit dem Besen aus dem Straßenkoth herausgekehrt, sofern man es nicht etwa vorzieht, sie ganz einfach für Ochsen oder Esel zu erklären. Der Hof ist fein, und das sollten sie auch sein; aber sie haben es in der Bestialität so weit gebracht, daß schwerlich ein Viehstall ihres Gleichen aufzuweisen hat. Sonst ließen sie sich es angelegen seyn, Frieden zu vermitteln, wenn ein Streit unter den Edelleuten ausbrach, sie bemühten sich, Ehen, Verschwägerungen oder Freundschaften zu stiften, die Höfe zu belustigen, oder die Bösgesinnten bald mit väterlich liebreichen, bald mit streng warnenden Worten auf den rechten Weg hinzuleiten, und Alles dieß thaten sie um einen geringen Lohn; jetzt aber gehen sie so recht eigentlich darauf aus, Einen gegen den Andern aufzuhetzen, überall den Saamen der Zwietracht auszustreuen, Zoten zu reißen, alle mögliche Affenschande vor den Leuten zu treiben, einander im Rücken alle nur erdenkbare Schlechtigkeiten und Abscheulichkeiten nachzusagen, und mit falschen Vorspiegelungen unverdorbene Menschen zum Frevel zu verlocken. Leute der Art, welche dieses elende Handwerk aus dem Grunde verstehen, gelten bei hohen Herrschaften, die ein besonderes Wohlgefallen an solchen Gemeinheiten finden, um desto mehr, je weiter sie es in der Kunst gebracht haben, die Welt zu demoralisiren. Eine saubere Ehre für unsere hochgepriesene Zeit! Das heißt Cultur! Der nachdenkende Weise sitzt trauernd im Winkel, und ruft aus: „die Tugend ist aus der Welt entflohen, und hat die beweinenswerthe Menschheit in dem Sumpf des Lasters zurückgelassen!“

Doch ich bin ins Moralisiren gekommen; kehren wir

zu unserm Gegenstand zurück. Guiglielmo erwarb sich bald bei allen Edelleuten in Genua Liebe und Achtung. Nach dem Aufenthalt von einigen Tagen, in welchen er fast überall von dem schmutzigen Geiz Ermino's hatte sprechen hören, fuhr es ihm einmal plötzlich durch den Kopf, diesem Herrn einen Besuch abzustatten. Gedacht, gethan.

Ermino hatte von den Talenten Guiglielmo Borsiere's schon Manches gehört, und da er trotz seinem Geiz einen gewissen äußern Anstand nicht zu verletzen pflegte, so empfing er ihn mit freundlicher Miene und höflichen Worten. Während mancherlei Gesprächen führte er ihn und einige andere Genueser, die bei ihm waren, in ein Palais, das er eben erst bauen und splendid hatte einrichten lassen. Nachdem er die Gäste im Haus herumgeführt, und ihnen Alles gezeigt hatte, hob er an:

„Signor Guiglielmo, Ihr habt doch so Manches in der Welt gesehen, und könntet mir da wohl vielleicht einen guten Rath geben. Ich trage mich nehmlich mit dem Gedanken herum, in dem Saal des Hauses ein Bild anbringen zu lassen, dergleichen man noch nie gesehen hat. Habt Ihr da nicht etwa einen guten Einfall?"

„Etwas noch nie Dagewesenes", versetzte Guiglielmo, möchte wohl schwer zu ersinnen seyn, man müßte denn etwa einen im Riesen Begriffenen zeichnen. Aber halt, da fällt mir denn doch etwas ein, was wenigstens Ihr für Eure Person noch nicht gesehen haben dürftet".

„Und das wäre", fragte Ermino, begierig auf die Antwort.

Guiglielmo erwiderte ihm: „Nun so laßt denn einmal die Freigebigkeit malen!"

Als Herr Ermino dieses Wort hörte, befiel ihn auf einmal eine so mächtige Schaam, daß er von Stund an

seine Gemüthsart änderte, und ein ganz neuer Mensch wurde.

„Ihr habt sehr Recht, mein Herr Guiglielmo", versetzte er; „ich will die „Freigebigkeit" malen lassen, und zwar so, daß weder Ihr, noch sonst Jemand mir jemals wieder vorwerfen kann, daß ich sie nie gesehen und gekannt habe".

Und in der That machten Guiglielmo's Worte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er von demselben Tage an sowohl in Beziehung auf Fremde als Einheimische der honetteste und gefälligste Edelmann wurde, dessen sich die Chronik von Genua zu erinnern weiß.

IX. Novelle.

Der König von Cypern wird durch den Spott einer Dame aus der Gascogne aus einem Schwachkopf in einen energischen Fürsten umgewandelt.

Die Letzte, welche den Wink der Königin zu erwarten hatte, war Elise, die jetzt mit heiterer Miene folgendermaßen anhob:

Liebe Schwestern, es begab sich schon so manchmal, daß Menschen, bei denen aller Tadel und alle Strafen nichts fruchteten, sich ein zufälliges und absichtsloses Wort tief zu Herzen nahmen. Davon lieferte uns Lauretta's Novelle ein schlagendes Beispiel. Mir ist dabei eine andere ähnliche ganz kurze Geschichte eingefallen, die fast auf dasselbe hinausläuft. Insofern Erzählungen der Art fast immer heilsam wirken, soll man ihnen die gehörige Aufmerksamkeit nicht versagen, sie mögen nun kommen aus welchem Munde sie auch wollen. Nun so hört denn also:

„Zu den Zeiten des ersten Königs von Cypern, kurz nachdem Gottfried von Bouillon das heilige Land erobert hatte, begab es sich, daß eine von der Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe zurückkehrende Edeldame auf ihrer Reise über Cypern von schlechten Menschen auf eine empörende Weise beleidigt wurde. Ganz außer sich über den ihr angethanen Frevel, wollte sie sich an den König selbst wenden. Doch man sagte ihr: „das werde ihr nichts helfen; denn der König sey ein Mann, der sich selbst aus Angst und Kleinmuth alle nur mögliche Verletzungen seiner eignen Person gefallen lasse. Daß er sich anderer Klagender und Beleidigter annehme, daran sey gar nicht zu denken. Denn Jeder, der etwas gegen ihn habe, trommle ihm förmlich auf der Nase herum". — Das war ein schlechter Trost für die Dame. Genugthuung wollte sie nun einmal haben, denn ihre Entrüstung ging so weit, daß sie keine Rücksichten mehr kannte, und sich daher entschloß, um ihren Rachegefühlen Luft zu machen, dem König selbst zu Leibe zu gehen, und seine Erbärmlichkeit zu verhöhnen.

Mit Thränen in den Augen trat sie vor ihn, und hob an:

„Majestät, ich erscheine nicht vor Euch, um mir wegen widerfahrner Beleidigungen die mir gebührende Genugthuung auszubitten; ich will nur die Eine Frage an Euch richten, auf welche Art Ihr selbst die vielen Beschimpfungen ertraget, die Euch fast tagtäglich zugefügt werden. Ich werde mich gern von Euch belehren lassen, wie ich es anzufangen habe, auch die meinige zu erdulden, die ich Euch, weil Ihr im Ertragen Eures Gleichen sucht, gern überlassen möchte".

Diese Worte der Dame machten auf den bisher in tiefe Lethargie versunkenen König einen solchen Eindruck,

daß er plötzlich wie aus einem Todtenschlafe erwachte, und mit einemmale ein höchst energischer Regent wurde.

Aufs Nachdrücklichste bestrafte er sogleich vor Allem die Beschimpfung, welche der Dame widerfahren war, und züchtigte von dem Tage an mit der größten Strenge Jeden, der sich gegen die Ehre seiner Krone das Geringste zu Schulden kommen ließ.

X. Novelle.

Meister Alberto von Bologna beschämt auf anständige Weise eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr verspotten wollte.

Nachdem Elise ihre Erzählung beendigt hatte, war die Reihe nun zuletzt an der Königin selbst, welche in frauenzimmerartigem Tone also anhob:

„Liebe Mädchen, gleichwie in hellen Nächten die Sterne der Schmuck des Himmels, und im Frühling die Blumen die Zierde der Wiesen sind, so sind sogenannte Bonmots und geistreiche Witzspiele die Seele der guten Unterhaltung. Bei Männern mag es noch hingehen, wenn sie in ihren Reden nicht immer Maas zu halten wissen; aber bei Frauenzimmern ist das oft unausstehlich. Ein Frauenzimmer soll sich immer so kurz als möglich fassen. Leider findet man heutzutage nur sehr Wenige, welche sich auf diese Kunst verstehen. Zur Schande unseres jetzt lebenden Geschlechts sey es gesagt: die Meisten von uns haben heutzutage jetzt nicht einmal Geist genug, ein Witzwort aufzufassen, geschweige denn, darauf eine gescheidte Antwort zu geben. Denn Alles, was die Frauen sonst auf Bildung des Geistes und Herzens wandten, das ver-

wenden sie jetzt auf Putz und eiteln Flitterstaat. Wenn sie nur als rechte Modepuppen mit Shawl, Federhut und Schleier in seidnen Kleidern daherstolziren können, so denken sie wunder, was sie sind. Dabei erwägen sie nicht, daß, wenn man den ersten besten Esel ebenso herausstaffiren und ihm Lasten von Putz aufladen wollte, derselbe hundertmal mehr davon würde tragen können, als sie, und daß man ihn trotz dieser Eigenschaft doch für nichts Anderes halten würde, als für einen Esel.

Es ist Sünde und Schande, daß es so weit mit uns gekommen ist. Ich möchte lieber schweigen als reden; denn mit Worten, die ich gegen mein Geschlecht richte, verletze ich mich selbst. Diese modisch herausgeputzten Dämchen, die ich hier meine, sitzen entweder stumm und empfindungslos da wie Wachsfiguren und Marmorbilder, oder, wenn man eine Frage an sie richtet, so antworten sie so einfältig, daß es weit besser gewesen wäre, wenn sie ganz geschwiegen hätten. Und dabei reden sie sich noch ein, ihre Unfähigkeit, sich zu unterhalten, liege in ihrer Seelenreinheit, welche sie noch lieber Sittsamkeit genannt wissen wollen; als ob die Sittsamkeit darin bestünde, mit Niemand, als mit der Magd, der Wäscherin, oder Bäckersfrau ein Wort reden zu können. Wenn dieß wirklich so seyn sollte, wie sie uns glauben machen möchten, so würde die Natur ihrer Geschwätzigkeit wohl auf irgend eine andere Art Grenzen gesetzt haben. Es versteht sich von selbst, daß ein Frauenzimmer bei Allem, was es spricht, Zeit, Ort und Personen berücksichtigen soll; denn nur schon zu oft begegnete es sowohl Weibern als Männern, daß sie der geistigen Ueberlegenheit gegenüber im Unbewußtseyn ihrer eignen Ohnmacht sich einen Spott erlaubten, der ihnen zu ihrer größten Beschämung doppelt zurückgegeben wurde. Seyd also in diesem Punkte

auf eurer Huth! Beherzigt das alte Sprüchwort: „eine Frau zieht in solchen Fällen fast immer den Kürzeren!“ Um euch die Sache recht anschaulich zu machen, will ich euch jetzt eine Geschichte erzählen, welche für heute die letzte seyn mag. Das „Fabula docet“ derselben ist: Frauenzimmer von geistiger Bildung sollen sich auch durch feine Sitten auszeichnen. Also hört:

„Es ist noch nicht so gar lange her, daß sich in Bologna ein weltberühmter Arzt, Namens Alberto aufhielt, der vielleicht noch heutiges Tages lebt. Obgleich dieser Mann bereits in den Sechzigen stand, so hatte er trotz der Abnahme seiner Körperkräfte doch noch so viel geistiges Feuer, daß er sich in seinen alten Jahren noch einmal verliebte. Er sah nämlich eines Tages eine wunderschöne junge Wittwe, Namens Margharita da Ghisoleri. Diese Dame machte auf ihn einen so lebhaften Eindruck, daß er, wie ein zum erstenmal von der Schwärmerei der Liebe befallener Jüngling, keine Nacht ruhig schlafen konnte, wenn er nicht im Verlauf des Tages den Gegenstand seiner Neigung gesehen hatte. Es wurde ihm zum Bedürfniß, zu Fuß oder zu Pferde vor den Fenstern seiner Dame vorbeizuparadiren. Sowohl der Dame selbst, als mehrern ihrer Freundinnen, fiel dieß bald auf, und sie hatten miteinander oft ihren Spaß darüber, daß ein so gesetzter, erfahrungsreicher und bejahrter Mann noch auf Liebesabenteuer ausgehe; als ob diese holde Leidenschaft nur bei thörichten Jünglingen, und nicht auch bei Andern Raum finden könnte. Als nun die Damen einstmals an einem Feiertage den Meister Alberto wie gewöhnlich herankommen sahen, beredeten sie sich unter einander, ihn erst in allen Ehren zu begrüßen, dann aber in ein Gespräch zu verwickeln, und ihn im Verlauf desselben mit Stichelreden wegen seiner Liebe aufzuziehen. Und das

thaten sie auch. Als er kam, standen sie alle auf, luden ihn ein, an der Gesellschaft Theil zu nehmen, und führten ihn in eine kühle Halle, wo sie ihn mit den ausgesuchtesten Weinen und feinstem Backwerk bewirtheten. Endlich fragten sie ihn mit wohlausgesonnenen Worten, wie es denn nur möglich sei, daß er sich in diese schöne Dame habe verlieben können, da es ihm doch wahrscheinlich nicht unbekannt sey, von wie vielen schönen, anständigen und jungen Leuten ihr der Hof gemacht werde.

Als der Meister sah, daß man ihn hier zum Besten haben wollte, versetzte er mit unbefangenem Lächeln: „daß ich liebe, schöne Frau, und gerade Euch liebe, kann Euch um so weniger in Verwunderung setzen, weil Ihr es vor Allen am meisten verdient, geliebt zu werden. Gehen mir nun auch nach den Naturgesetzen jene Kräfte ab, die zu der Ausübung der Liebe gehören, so haben diese Kräfte doch den besten Willen, und bei ihrer Reife möchten sie vielleicht in demselben Grade mehr leisten, als das Alter die erfahrungslose Jugend an Einsicht übertrifft. Ich hatte meinen guten Grund, mich als alter Mann in Euch, die Ihr von vielen jungen Leuten angebetet werdet, zu verlieben. Schon oft nehmlich bemerkte ich, daß Damen zu ihrem Vesperbrod Bohnen und Schnittlauch verzehrten. Ihr werdet mir wohl eingestehen, daß eigentlich an dem ganzen Lauch nichts Gutes ist; das am wenigsten Widerwärtige ist noch der Knopf daran. Doch aus verkehrtem Geschmack pflegt ihr gewöhnlich den Knopf in der Hand zu behalten, und eßt nur die Blätter, die gar nichts taugen, und einen höchst widerlichen Geschmack haben. Diese Bemerkung ließ das Beste für mich hoffen. Denn wäre es nicht möglich, daß Ihr es in Beziehung auf Eure Liebhaber gerade eben so hieltet? Und

würde, wenn Ihr das thätet, nicht ich derjenige seyn, der über alle Eure andern Freier den Sieg davonträge?"

Die edle Dame und die andern anwesenden Frauen fühlten sich durch diese Rede getroffen, und in Verlegenheit gesetzt; dann aber sagte sie: „Lieber Meister, Ihr habt uns wegen unserer übermüthigen Laune sehr treffend und doch zugleich wohlmeinend gezüchtigt. Seyd überzeugt, ich schlage die Liebe eines so edeln und verständigen Mannes hoch an, und ich gebe Euch die Freiheit, über mich, wie über Euer Eigenthum zu gebieten, so weit es mit meinem guten Rufe verträglich ist".

Der Meister erhob sich jetzt mit seinen Begleitern, dankte der edeln Frau, und nahm lachend von ihr Abschied. Und so wurde denn die Dame, weil sie den Gegenstand ihres Spottes nicht gehörig kannte, besiegt, wo sie zu siegen glaubte. Also wenn euch ein ähnlicher Fall vorkommen sollte, so benehmt Euch klug, und seyd auf eurer Huth vor Mißgriffen ähnlicher Art!"

Schon hatte sich die Sonne gen Westen geneigt, und es war kühler geworden, als die Erzählungen der jungen Damen und der drei Jünglinge zu Ende waren. Daher jetzt die Königin das Wort nahm, und mit Anmuth also anhob:

„Liebe Freundinnen, ich lege nun für den heutigen Tag mein Regiment nieder, und es bleibt mir jetzt nichts weiter übrig, als eine neue Königin zu ernennen, welche für morgen ihre und unsere Lebensweise und uns geziemende Vergnügungen anzuordnen hat. Zwar dauert der heutige Tag, streng genommen, noch bis zur Mitternacht; da aber die Verfügungen der jedesmaligen neuen Königin einige Zurüstungen erfordern werden, so achte ich es für zweckmäßig, auch die folgenden Tage um die gegenwärtige Stunde ihren Anfang nehmen zu lassen. Und so möge

denn jetzt zur Ehre Dessen, auf den sich alles Leben bezieht, und zu Förderung unseres geselligen Vergnügens die verständige Philomena von jetzt an die Herrschaft übernehmen".

Mit diesen Worten erhob sie sich, nahm den Lorbeerkranz von ihrem Haupte und setzte ihn mit Grazie auf die Stirne der neuen Königin, worauf diese erst von den Damen, und dann auch von den Jünglingen freundlich als Herrscherin begrüßt wurde. Philomena erröthete erst ein wenig, als sie sich mit der königlichen Krone geschmückt sah, indem sie der kurz vorher von Pampinea gesprochenen Worte gedachte. Doch bald faßte sie, um nicht blöde zu erscheinen, Muth, bestätigte zunächst die von Pampinea ausgetheilten Aemter, traf Bestimmungen über Alles, was von demselben Ort, wo sie waren, am Morgen und bei dem Mittagsmahl vorgenommen werden sollte, und hob dann also an:

„Geliebte Freundinnen, obgleich Pampinea, mehr ihrer Herzensgüte als meinem Werthe zufolge, mich zu eurer Königin ernannt hat, so finde ich es doch nicht für gut, Alles nach meinem eignen Kopf zu ordnen, sondern möchte dabei gern auch eure etwaigen Vorschläge berücksichtigen. Also will ich euch erst kürzlich meine Gedanken mittheilen; dann wollen wir gemeinsam darüber berathen, was etwa noch zuzufügen, oder wegzulassen wäre. Pampinea's Anordnungen schienen mir für meine Person so lobenswerth und für unsern Zweck geeignet, daß ich sie, so lange sie nicht ermüdend werden, beibehalten möchte. Wenn unsere angefangenen Beschäftigungen zu Ende sind, so wollen wir uns erheben, und eine Zeitlang lustwandeln. Dann speisen wir nach Untergang der Sonne in der schattigen Kühle des Abends, singen einige Lieder,

sind noch zusammen vergnügt, und begeben uns darauf zur Ruhe.

Morgen stehen wir auf, wenn es noch frisch ist, und Jedes von uns geht nach Belieben seiner Unterhaltung nach. Dann gehen wir um dieselbe Stunde zu Tisch wie heute, machen einige Tänze und halten ein Weilchen Mittagsruhe. Darauf finden wir uns wieder ebenfalls wie heute hier ein, und fahren mit Erzählen fort, was ich für das Angenehmste und Nützlichste halte.

Doch möchte ich dabei eine Anordnung vorschlagen, welche Pampinea noch nicht treffen konnte, weil sie zu spät zur Königin gewählt wurde. Mir scheint es nehmlich zweckmäßig, jedesmal im Voraus einen Gegenstand anzugeben, über den die Geschichten handeln müssen, damit ein Jedes Zeit habe, sich auf eine Erzählung von entsprechendem Inhalt vorzubereiten. Wenn ihr das zufrieden seyd, so mache ich für dießmal die Wechselfälle des Glücks, mit welchen sich die Menschen seit Anbeginn der Welt herumzuschlagen hatten, zum Thema, bitte aber nur solche Fälle zu behandeln, „wo die Helden der Geschichte nach einem vielfachen Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens zu einem erwünschten Ziele gelangen".

Die Damen sowohl als die Herren waren mit dieser Anordnung völlig einverstanden, und versprachen, sich nach ihr zu richten. Dioneo allein sagte, als die Andern schwiegen: „auch ich, Madonna, stimme den Uebrigen bei, und finde Eure Verfügung sehr gut und schön; doch möchte ich es mir für meine Person für die ganze Dauer unserer Gesellschaft als eine besondere Vergünstigung ausbitten, mich von der Verpflichtung, einen vorgeschriebenen Stoff zu behandeln, auszunehmen, und mir in dem, was ich erzählen soll, freie Wahl zu lassen. Wenn Ihr mir diese Huld gewährt, so will ich auch unter den Er-

zählenden der Letzte seyn; ich denke nicht, daß ihr mir deßhalb Mangel an Geschichten aller Art zutrauen werdet".

Da ihn die Königin als einen der unterhaltendsten Gesellschafter kannte, und wohl sah, daß er dabei nur die Absicht hatte, die Gesellschaft, wenn sie der ernsteren Erzählungen müde wäre, durch eine lustige Geschichte wieder aufzuheitern, so gewährte sie ihm mit Beistimmung der Uebrigen gern die erbetene Gunst. Jetzt brachen sie nun sämmtlich auf, und die Mädchen wandelten langsam einem Bache voll klaren Wassers zu, der von dem nahen Berge in ein von grünen Bäumen beschattetes und von Felsen umgebenes Thal voll blumiger Auen herniederfloß. Dort plätscherten sie mit bloßen Füßen und Armen im Wasser, und vergnügten sich in allerlei heitern Scherzen. Als nun die Stunde des Mahls herankam, kehrten sie nach dem Schlosse zurück, und nahmen mit Behagen die Abendmahlzeit ein. Nach dem Essen ließ die Königin musikalische Instrumente herbeiholen, und gebot, einen Tanz zu beginnen. Lauretta sollte ihn aufführen, und Emilie von des Dioneo Laute begleitet, dazu ein Lied singen, Lauretta fing dem Befehl gemäß, den Tanz sogleich an, und Emilie sang mit zärtlichem Ausdruck dazu folgendes Lied:

„Von meiner Liebe bin ich so gefangen,
Daß andre Schönheit nie
Mich heißer kann entzünden zum Verlangen.
Ich seh' in ihr, so oft ich mich betrachte,
Ein Kleinod, das mich ganz zufrieden stellet,
Was Neues komme, was ich Altes dachte,
Mir meine süße Wonne nicht vergället.
Kein Stern, der meinen Himmel sonst erhellet,
Und andre Schönheit nie
Entzündet mich zu ähnlichem Verlangen.

Nie flieht dies Gut, so oft es mir gelegen,
Zu meinem Trost es wieder zu erschauen,
Und immer tritt es lächelnd mir entgegen,
Um mich mit Himmelslabung zu umthauen.
Nicht Worte nennen dann das süße Grauen,
Ein Sinn erfaßt es nie,
Als der, der brennt von ähnlichem Verlangen.

Mit jeder Stunde steigt der Sehnsucht Beben,
Je mehr ich dorthin wende meine Blicke;
Drum will ich ganz mich ihm zu eigen geben;
Ich kostete erst vom versprochnen Glücke,
Der Wonnen höchste, hoff' ich, blieb zurücke,
So groß, wie sie noch nie
Genossen ward von irdischem Verlangen."

Das kleine Lied, in das Alle lebhaft eingestimmt hatten, gab durch seinen Inhalt Einigen viel zu denken. Als man nach dem Schluß desselben noch einigemal getanzt hatte, und bereits ein Theil der kurzen Nacht verstrichen war, gefiel es der Königin, den ersten Tag zu beschließen. Sie ließ Fackeln anzünden, und gebot jetzt der Gesellschaft, bis zum nächsten Morgen auszuruhen. So thaten denn Alle, wie befohlen, und zogen sich auf ihre Zimmer zurück.

Es schließt hier der erste Tag des Decameron, und es beginnt der zweite, an welchem unter Philomena's Regiment von Personen erzählt wird, welche nach dem Kampfe mit manchen traurigen Schicksalen wider all ihr Erwarten endlich noch zu einem glücklichen Ziele gelangten.

Schon hatte die Sonne der Welt mit ihrem hellen Licht den jungen Tag verkündet, den die auf den grünen Zweigen sitzenden Vöglein mit lauten Jubeltönen begrüßten, als sich die Schläfer und Schläferinnen von ihren Lagern erhoben und hinaus in den Garten begaben, in dessen Gängen sie eine Zeitlang neben dem bethauten Grase langsam lustwandelten und einander schöne Blumenkränze flochten. Wie sie des Tages zuvor gethan, so hielten sie es auch heute. Sie speisten zu Mittag im kühlen Schatten, und ruhten nach einigen Tänzen ein Weilchen aus. Nachmittags um 4 Uhr versammelten sie sich nach der Anordnung der Königin auf dem grünen Rasen, wo sie im Kreise um sie her ihre Plätze einnahmen. Als nun die Königin, welche sehr schön war, und, mit dem Lorbeerkranz geschmückt, einen höchst reizenden Anblick gewährte, ein wenig gewartet und die ganze Gesellschaft überschaut hatte, gebot sie jetzt der Neiphile, die weiteren Erzählungen mit einer der ihrigen zu eröffnen. Diese hob, ohne eine Ausflucht zu machen, mit heiterem Tone folgendermaßen an:

I. Novelle.

Martellino stellt sich lahm, und gibt vor, daß er durch den Körper des heiligen Heinrich geheilt werden könne. Man entdeckt seinen Betrug; er wird gestäupt und in den Kerker geworfen, und ist in Gefahr, gehangen zu werden; endlich aber kommt er noch glücklich davon.

Schon öfters, liebe Schwestern, war es der Fall, daß Leute, die, besonders in heiligen Dingen, mit Andern ih-

ren Spott treiben wollten, den Spott und auch den Schaden auf sich selbst wandten. Um nun dem Gebot der Königin Genüge zu leisten und durch meine Erzählung die Lösung unserer Aufgabe zu beginnen, so laßt mich euch jetzt ein Beispiel vorführen, wie es einem unserer Landsleute einstmals sehr übel, aber doch am Ende wider all sein Erwarten noch ganz glücklich erging.

Es ist noch gar nicht so lange Zeit her, daß in Treviso ein Deutscher, Namens Heinrich, lebte, welcher, als ein armer Teufel, Jedem, der ihn wünschte, als Lastträger diente, und dabei allgemein für einen Mann von frommem und unbescholtenem Lebenswandel galt. Deßhalb geschah es, daß, wie die Trevisaner erzählen, (ob es Fabel sey, oder nicht, will ich hier nicht untersuchen) in der Stunde seines Todes alle Glocken in der großen Kirche von Treviso von selbst zu läuten begannen. Heinrich wurde für einen Heiligen erklärt, das Volk strömte aus der ganzen Stadt nach dem Hause, wo seine Leiche lag, und man trug sie als die entseelte Hülle eines Heiligen in die Domkirche, wohin man Lahme, Blinde, Gichtbrüchige und andere Leidende brachte, als ob sie durch die bloße Berührung seines Körpers von ihren Uebeln geheilt werden könnten.

Während dieses Volksgewühls und Durcheinanderrennens traf sichs nun, daß drei unserer Landleute in Treviso anlangten, von denen einer Stecchi, der Andere Martellino, und der Dritte Marchese hieß, Leute, welche die Höfe der Großen besuchten, und durch ihr Talent, in komischen Vorstellungen Andere täuschend nachzuahmen, die Zuschauer belustigten. Sie waren zum erstenmal in Treviso, und wunderten sich darüber, die Stadt so in Bewegung zu finden. Als sie den Grund davon hörten, bekamen sie Luß, die Sache selbst mit anzusehen. Nachdem

sie ihre Effekten im Gasthause abgelegt hatten, sagte Marchese: „Wir wollen uns doch sogleich aufmachen, um diesen Heiligen in Augenschein zu nehmen; aber freilich weiß ich nicht recht, auf welche Art wir durchkommen sollen, da, wie ich hörte, der Platz rings umher mit Deutschen und andern Bewaffneten besetzt ist, welche der Landesherr dort aufgestellt hat, um Unruhen vorzubeugen. Ueberdem ist, wie man sagt, die Kirche so gepropft voll, daß beinahe kein Apfel zur Erde kann." Hierauf versetzte Martellino, der gleichfalls begierig war, die Sache mit anzusehen: „Dadurch lasse ich mich nicht abschrecken; ich getraue mir schon ein Mittel zu finden, um zu der Leiche des Heiligen zu gelangen." „Und dieses Mittel?" fragte Marchese. „Sieh, versetzte Martellino, ich stelle mich lahm, und ihr führt mich von beiden Seiten, als ob ich nicht allein gehen könnte; dabei müßt ihr vorgeben, ihr brächtet mich her, um mich von dem Heiligen wiederherstellen zu lassen. Auf diese Weise wird man uns gern überall Platz machen, und unsere Straße ziehen lassen." Dem Marchese und dem Stecchi gefiel dieser Gedanke. Sogleich verließen sie das Gasthaus und begaben sich alle drei an einen abgelegenen Ort, wo Martellino Hände, Finger, Arme, Beine, und überdieß noch den Mund, die Augen und das ganze Gesicht dergestalt verdrehte, daß es gräßlich anzusehen war, so daß bei seinem Anblick Jeder steif und fest geglaubt haben müßte, er sey in der That am ganzen Leibe gelähmt und verkrüppelt.

Darauf wandten sich Marchese und Stecchi mit ihm nach der Kirche, und baten, fromme Mienen heuchelnd, Alle, die im Wege standen, um Gottes Willen, ihnen Platz zu machen, was man auch gern that. Auf diese Art gelangten sie bald an den Ort, wo der Leichnam des heiligen Heinrich unter einem Gitter lag. Jetzt ergriffen

sogleich einige Edelleute, die umher standen, den Martellino, und legten ihn über die Leiche des Heiligen nieder, damit derselbe ihm seine Gesundheit wiederschenken möchte. Alles umher war in der größten Spannung, was jetzt geschehen würde. Martellino, als ein Meister in der Verstellungkunst, that nach einer Weile erst, als ob ihm ein gelähmter Finger wieder gerade würde, dann streckte er die Hand, und darauf den ganzen Arm aus, und so machte er es nach und nach mit allen Gliedmaßen seines ganzen Körpers. Als dieß die Leute sahen, erhoben sie zum Lobe des heiligen Heinrich ein solches Geschrei, daß beinahe Keiner sein eigenes Wort mehr hören konnte.

Da traf sichs denn, daß ein Florentiner in der Nähe war, der den Martellino sehr gut kannte, welcher sich ihm bei seinem Eintritte nur durch seine Verstellung unkenntlich gemacht hatte. Jetzt aber, da er ihn aufrecht und gerade gehen sah, erkannte er ihn augenblicklich und lachte laut auf. „Ein verwünschter Bursch!“ rief er aus; „hätte nicht Jeder, der ihn hereinkommen sah, Stein und Bein schwören müssen, daß er wirklich der größte Krüppel sey?“ „Wie? Der wäre kein Krüppel gewesen?“ fragten sogleich einige Trevisaner, die diese Worte hörten. „Ei, Gott bewahre!“ versetzte der Florentiner, „er war von Kindesbeinen an so gerade, wie Jeder hier unter uns. Aber das weiß der Teufel, der Kerl versteht sich auf Verstellungskünste besser als ein Hexenmeister; er hat euch da so eben ein feines Pröbchen geliefert.“ — Daran hatten nun die Trevisaner gerade genug. Sie drängten sich mit Gewalt vor zu ihm und schrieen laut: „Nehmt den Verräther fest, der Gottes und seiner Heiligen spottet, und sich lahm stellt, nur um uns zum Besten zu haben!“ Bei diesen Worten packten sie ihn, schleiften ihn an den Haaren fort, rissen ihm die Kleider vom Leibe, und fingen an, ihn mit

Faustschlägen und Rippenstößen zu traktiren, und Keiner glaubte ein ordentlicher Kerl zu seyn, der nicht dabei das Seinige that. Martellino schrie zwar um Gotteswillen um Gnade und wehrte sich aus Leibeskräften, aber das half Alles nichts; das wüthende Heer ging ihm immer ärger zu Leibe. — Als dieß Marchese und Stecchi sahen, gestanden sie sich ein, daß es hier nicht zum Besten aussehe, und wagten aus Furcht für ihre eignen Personen nicht, ihm zu Hülfe zu kommen, sondern verlangten mit den Andern laut seinen Tod. Dabei sannen sie jedoch im Stillen darauf, wie sie ihn wohl den Händen des Volks entreissen möchten, das ihn ganz gewiß umgebracht haben würde, wenn Marchese nicht ein Rettungsmittel gefunden hätte. Da nämlich die ganze Polizei in der Nähe aufgestellt war, so eilte Marchese so schnell als möglich zu dem Anführer derselben hin, und sagte: „Um Gotteswillen helft mir! Dort ist ein schlechter Kerl, der mir eine Börse mit wenigstens hundert Goldgulden gestohlen hat. Laßt ihn doch festnehmen, damit ich mein Geld wieder erhalte!" Auf diese Worte liefen sogleich ein Dutzend Polizeidiener nach der Stelle hin, wo der arme Martellino ohne Kamm gezaust wurde, entrissen ihn, ganz jämmerlich zugerichtet, den Händen des tobenden Pöbels, und führten ihn auf das Rathhaus. Dorthin liefen ihm Viele nach, die sich von ihm betrogen glaubten, und als sie hörten, daß man ihn wegen Beutelschneiderei festgenommen habe, so meinten sie, dieß werde wohl der sicherste Weg seyn, ihn an den Galgen zu bringen, wobei Jeder behauptete, er habe auch ihm Geld abgenommen.

Als dieß der Richter des Podesta, ein strenger Mann, vernahm, führte er ihn sogleich bei Seite, und begann ihn darüber zu verhören. Martellino indeß gab nur scherzhafte Antworten, als ob er sich um die ganze Geschichte

wenig kümmere. Darüber wurde der Richter zornig; er ließ ihn prügeln und auf die Folter spannen, um ihn zum Geständniß zu bringen und nachher hängen zu lassen. Als Martellino hierauf wieder vor den Richter gestellt wurde und dieser ihn fragte, ob das wahr sey, was die Leute hier wider ihn vorbrächten, so antwortete er, um das „Nein!" zu umgehen, folgendermaßen:

„Herr, ich bin mit Vergnügen bereit, die Wahrheit an der Sache bis ins kleinste Detail zu gestehen; nur bitte ich dabei, laßt doch einmal vor allen Dingen Jeden, der mich beschuldigt, vor Euch treten und genau angeben, wann und wo ich ihm sein Geld gestohlen habe. Dann will ich meines Theils auch eingestehen, was ich gethan habe, oder nicht." Der Richter war dieß zufrieden und ließ sogleich einige von den Klägern vor sich citiren. Der Eine von ihnen sagte, Martellino habe ihm vor acht Tagen seine Börse entwandt, ein Andrer vor sechs, ein Andrer vor vier Tagen, und noch ein Andrer an dem heutigen Tage.

Als Martinello das hörte, sagte er: „Lieber Herr, das sind Alles recht grobe, handgreifliche Lügen! Daß ich die Wahrheit rede, dafür mag zum Beweis dienen, daß ich vor etlichen Stunden jemals so wenig hier war, als ich in meinem Leben diese Stadt erblickt zu haben wünschte. Unglücklicherweise begab ich mich sogleich nach meiner Ankunft in die Kirche, um den Leichnam des heiligen Heinrich zu sehen, und habe bei dieser Gelegenheit solche Schläge erhalten, daß Ihr die Spuren davon noch deutlich an mir sehen könnt. Daß dem wirklich also sey, das werden Euch der Thorinspektor, mein Wirth und das Fremdenbuch beweisen. Könnt Ihr Euch also jetzt von der Richtigkeit meiner Aussagen überzeugen, so gebt

dem Verlangen der Schurken nicht nach, die mir nach dem Leben trachten."

Als die Sache so stand, hatten Marchese und Stecchi bereits gehört, daß der Richter des Podesta streng gegen Martellino verfahren sey und ihn habe auf die Folter spannen lassen. Sie geriethen deßhalb in große Besorgniß und sagten zu einander: „Das haben wir schlecht angefangen; wir haben ihn aus dem Regen in die Traufe gebracht." Von Angst umhergetrieben suchten sie jetzt ihren Wirth auf, und erzählten ihm den ganzen Hergang der Sache. Dieser lachte nur dazu und führte sie zu einem gewissen Sandro Agolanti, der in Treviso wohnte, und bei dem Podesta in großer Gunst stand. Als er diesem Alles erzählt und ihn gemeinschaftlich mit seinen beiden Begleitern gebeten hatte, sich des armen Martellino anzunehmen, ging Sandro unter vielem Lachen zu dem Fürsten, und brachte es bei ihm dahin, daß nach dem Martellino geschickt wurde. Die abgesandten Diener fanden ihn noch im Armensünderhemde, voll Furcht und Zittern, vor dem Richter stehend; denn dieser wollte keine Entschuldigungsgründe mehr hören, sondern war, wegen eines alten Hasses gegen die Florentiner, fest entschlossen, ihn aufhängen zu lassen, und weigerte sich auch, ihn an den Podesta auszuliefern, wozu er jedoch, zu seinem großen Verdrusse, endlich genöthigt wurde.

Als Martellino nun vor dem Podesta stand und ihm den ganzen Verlauf der Sache detaillirt hatte, bat er ihn um die Gnade, ihn seines Weges ziehen zu lassen; denn, „hoher Herr," sagte er, „so lange ich nicht nach Florenz zurück bin, so wird mir's immer so seyn, als wenn mir der Strick an der Kehle juckte."

Martellino hatte seine ganze Angelegenheit so drollig vorgetragen, daß der Fürst bei seinen letzten Wor-

ten herzlich lachen mußte. Und so beschenkte er denn Jeden von ihnen mit einem Anzug, worauf sie denn alle Drei, unverhofft aus einer so großen Gefahr gerettet, gesund und guter Dinge in ihre Heimath zurückkehrten.

II. Novelle.

Rinaldo von Asti kommt, von Räubern geplündert, nach Castel Guiglielmo, wo er von einer Wittwe beherbergt wird; und nachdem er für seinen Verlust schadlos gehalten worden, kehrt er gesund und wohl nach Haus zurück.

Ueber die Begegnisse des Martellino, wie sie Neiphile erzählt hatte, lachten die Damen unsäglich, unter den jungen Männern aber besonders Philostrato, dem die Königin, weil er neben Neiphile saß, jetzt fortzufahren gebot. Worauf derselbe ohne Verzug folgendermaaßen anhob:

„Mir fällt da so eben eine Geschichte ein, die aus Religion, Unglück und Liebe zusammengesetzt ist. Ich achte es für heilsam, sie euch zu erzählen; sie dürfte besonders denen zu einer guten Lehre dienen, welche ohne Compaß auf dem unsichern Meer der Liebe umhersteuern, wo Einer, der nicht das Paternoster des heiligen Julianus gesprochen hat, wenn er auch ein gutes Bett findet, doch oft sehr übel berathen ist.

Zur Zeit des Markgrafen Azzo von Ferrara nämlich war ein Kaufmann, mit Namen Rinaldo d'Asti, auf einer Geschäftsreise nach Bologna gekommen, nach deren Beendigung er wieder heimkehren wollte. So geschah es denn, daß er, nach der Abreise von Ferrara, gen

Verona reitend, auf einige Männer stieß, die ihm wie Kaufleute vorkamen, in der That aber Straßenräuber waren und ein gottloses Leben führten. Er war unvorsichtig genug, sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. Sie hatten nicht sobald entdeckt, daß er ein Kaufmann sey, und vermuthlich Gold bei sich führe, als sie sich sogleich ihren Plan entwarfen. Unter dem Vorgeben, ihn sicher zu begleiten, luden sie ihn ein, sich an sie anzuschließen, mit der geheimen Absicht, ihn an dem ersten besten geeigneten Orte zu überfallen und auszuplündern. Zu dem Ende, und damit er keinen Verdacht schöpfen möchte, gaben sie sich in der Unterhaltung mit ihm den Anschein von Leuten guter Herkunft, und beobachteten gegen ihn die feinste Sitte, so daß Rinaldo, der mit einem berittenen Diener allein reiste, gegen sie äusserte, er schätze sich höchst glücklich, mit ihnen zusammengetroffen zu seyn.

Wie es nun im Laufe des Gesprächs zu geschehen pflegt, kam man von einem Gegenstand auf den andern zu reden, und so unter andern auch auf das Gebet, mit dem sich der Mensch an Gott richtet. Da fragte denn einer von den Straßenräubern, deren ihrer drei waren, den Rinaldo: „Sagt einmal, wie haltet Ihr denn, werther Herr, es mit Eurem Gebet auf der Reise?" „Ich muß Euch offen gestehen," versetzte Rinaldo, „ich bin in Dingen dieser Art höchst weltlich und unerfahren, und weil ich wenig Gebetbücher besitze, so lebe ich in meiner alten Weise fort und lasse den lieben Gott einen frommen Mann seyn. Nur des Morgens, ehe ich das Wirthshaus verlasse, habe ich auf der Reise die Gewohnheit, ein Paternoster und ein Avemaria für die Seele des Vaters und der Mutter des heiligen Julianus zu beten. Wenn dieß geschehen ist, so flehe ich Gott an, mir für die nächste Nacht eine gute Herberge zu geben. Schon oft in meinem Leben bin ich

auf Reisen in Gefahr gewesen, aber doch noch immer glücklich davongekommen, und habe auch Abends immer gute Herberge gefunden, und darum habe ich den festen Glauben, daß der heilige Julianus, dem zu Ehren ich bete, mir diese Gnade bei Gott ausgewirkt hat; ja, ich könnte nicht glauben, daß ich den Tag über glücklich reisen und des Abends ein gutes Unterkommen finden würde, wenn ich des Morgens nicht dieses mein gewöhnliches Gebet verrichtet hätte."

Darauf sagte der, welcher ihn gefragt hatte: „Habt Ihr denn auch heute dieses Euer Gebet gesprochen?" „Gewiß!" versetzte Rinaldo. Der Andere aber, der schon wußte, was im Werke war, dachte bei sich selbst: „Du wirst's heute noch nöthig haben; wenn uns nichts drein kommt, so sollst du heute eine schlechte Herberge finden." Dann sagte er laut zu ihm: „Ich bin auch schon viel in der Welt herumgereist, ohne mich jemals Eures Gebets zu bedienen, ob ich es gleich schon von vielen Seiten loben hörte, und trotz dem habe ich bis auf den heutigen Tag noch jederzeit eine gute Herberge angetroffen. Heute Abend wird sich's vielleicht noch zeigen, wer besser unterkommt, Ihr oder ich, Ihr, die Ihr jenes Gebet gesprochen habt, oder ich, der ich es nicht gesprochen habe. Freilich gebrauche ich statt desselben das dirupisti oder das intemerata, oder auch das de profundis, welche Gebete, wie mir schon meine Großmutter immer sagte, eine ganz besondere Wirkung thun."

Indem sie nun unter solchen Gesprächen weiter ritten, und die Räuber immer auf Ort und Gelegenheit paßten, um ihr Vorhaben auszuführen, geschah es denn, daß sie, als es schon spät war, in der Nähe von Castel Guiglielmo, an der Ueberfahrt eines Flusses ankamen, wo die Straßenräuber die Stunde und den abgelegenen Ort

benützten, über Rinaldo herfielen und ihn aller seiner Habseligkeiten beraubten. Sie ließen ihm nichts als das Hemd auf dem Leibe, und riefen ihm, während er in demselben davon eilte, zu: „Nun geh' einmal und sieh, ob dir dein gepriesener heiliger Julian wohl auch heute eine gute Herberge verleihen wird. Unser Schutzpatron wird uns ohne Zweifel eine bessere verschaffen." Nach diesen Worten setzten sie über den Fluß und ritten weiter.

Der feige Diener Rinaldo's verhielt sich ganz unthätig, als er seinen Herrn in dieser Gefahr sah; er wandte sein Pferd zur Flucht und sprengte in vollem Carriere nach Castel Guiglielmo, wo er, ohne sich weiter um die Sache zu kümmern, einkehrte und ein Nachtquartier verlangte. Rinaldo, der inzwischen baarfuß und im Hemde in großer Kälte und anhaltendem Schneegestöber zurückgelassen war, wußte nicht, was er anfangen sollte. Unter Zittern und Zähneklappern spähte er rings umher nach einem Zufluchtsort, in dem er die Nacht hinbringen könnte, ohne zu erfrieren. Aber nirgends zeigte sich ein Asyl, denn der Krieg hatte rund umher unlängst Alles verheert und der Erde gleich gemacht. Und so wandte er sich denn, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sein Diener dort eingelassen worden sey, mit schnellen Schritten, welche die Kälte beflügelte, nach Castel Guiglielmo, in der Hoffnung, wenn man ihn einließe, durch Gottes Gnade dort eine Hülfe zu finden. Doch da er noch eine halbe Stunde bis in das Schloß hatte, war es schon stockdunkel geworden, und als er dort ankam, waren bereits die Thore geschlossen und die Zugbrücken aufgezogen. Ganz in Verzweiflung dadurch gesetzt, sah er sich jetzt nach einem Zufluchtsorte um, wo er sich wenigstens vor dem in dichten Flocken herabfallenden Schnee schützen könnte Und da fiel ihm denn ein Haus auf der Schloßmauer in

die Augen, das einen Vorsprung hatte. Dorthin beschloß er sich zu flüchten, und daselbst den Anbruch des Tages abzuwarten. Er stieß dort zwar auf eine verschlossene Thür, doch fand er noch an der Schwelle derselben einiges schlechtes Stroh, welches er zusammenlas und sich ein Lager daraus bereitete, wobei er dem heiligen Julianus bittere Vorwürfe machte, daß er ihn mit seinem Vertrauen auf ihn dießmal so sehr im Stiche gelassen habe.

Doch der heilige Julianus hatte ihn keineswegs vergessen, sondern verschaffte ihm bald eine bessere Herberge.

Es lebte nämlich in dieser Festung eine sehr schöne junge Wittwe, die der Marchese Azzo wie sein Leben liebte, und auf ihren Wunsch hier unterhielt. Diese Dame nun wohnte gerade in diesem Hause, an dessen Schwelle sich Rinaldo sein Lager bereitet hatte. Es traf sich zufälliger Weise, daß den Tag zuvor der Markgraf, in der Absicht, bei ihr zu schlafen, dorthin gekommen war, und sich in aller Stille in ihrem Hause ein Bad und ein treffliches Abendessen hatte bereiten lassen. Indeß, als schon Alles fertig war und die Wittwe nur noch die Ankunft des Markgrafen erwartete, kam ein Diener an das Schloß, welcher dem Markgrafen Nachrichten brachte, die ihn zum schleunigsten Aufbruch bestimmten. Plötzlich ließ er seiner Geliebten melden, sie möchte heute nicht auf ihn warten, und so ritt er eiligst von dannen. Diese jedoch war damit gar nicht zufrieden, und entschloß sich am Ende, allein in das Bad zu gehen, dann zu Nacht zu essen, und auch allein zu Bett zu gehen. Das Erste hatte sie nun wirklich bereits gethan. Da aber das Badgemach so nahe an der Thüre war, daß die schöne Wittwe das Zähneklappern des draußen liegenden Rinaldo deutlich vernehmen konnte, so gebot sie einer Dienerin, einmal nachzusehen, wer sich

vor der Thürschwelle befinde, und was er dort thue. Diese ging und sah, von der Nachthelle des Schnees begünstigt, den Rinaldo baarfuß und im Hemde, und, wie schon gesagt, am ganzen Leibe zitternd dort sitzen. Auf die Frage, wer er sey, antwortete er ihr mit solchem Zähneklappern, daß er kaum sprechen konnte, und fügte so kurz als nur möglich hinzu, wie und weßhalb er hieher gekommen; und dann flehte er sie an, wofern es ihr möglich sey, ihm für die Nacht ein Unterkommen zu verschaffen, weil er sonst hier vor Frost sterben müsse.

Das Mädchen, welches ein tiefes Mitleiden mit ihm empfand, berichtete Alles ihrer Frau. Auch diese fühlte ein gleiches Erbarmen, und da sie sich entsann, daß sie den Schlüssel jener Thüre in der Tasche habe, durch welche sie oft den Markgrafen heimlich hereingelassen hatte, sagte sie zu der Dienerin: „geh', und mach' ihm auf! Wir haben ja ohnehin Niemand zum Abendessen, und wir Beide können es ja doch nicht allein aufzehren. Uebrigens ist ja Platz genug im Hause, um ihn zu beherbergen." Die Dienerin lobte die menschenfreundlichen Gesinnungen ihrer Herrin über die Maßen, ging und machte ihm auf, und führte ihn herein. Als ihn die Dame halb erfroren vor sich stehen sah, sagte sie zu ihm: „Lieber Freund, geh doch gleich in's Bad, weil es noch warm ist!" Rinaldo ließ sich das nicht zweimal sagen, und fühlte sich durch die Wärme des Bades bald wie neugeboren. Inzwischen ließ ihm die Wittwe die Kleider zurechtlegen, die ihr Mann kurz vor seinem Tode getragen hatte, welche ihm, als er sie anprobirte, akkurat so paßten, als ob sie ihm der Schneider angemessen hätte. Indem er nun erwartete, was ihm die Dame weiter gebieten würde, dankte er Gott und dem heiligen Julianus, daß sie ihm eine so schlimme Nacht, wie er sie befürchtet, erspart, und ihm ein so gutes

Unterkommen, als dieses ihm zu seyn schien, verschafft hätten.

Nachdem die Dame ein Weilchen ausgeruht hatte, begab sie sich in einen Saal, wo sie vorher ein starkes Feuer hatte machen lassen, und erkundigte sich, wie es um den Fremden stehe. „Verehrte Frau," erwiederte die Dienerin, „er hat sich jetzt angezogen, und er ist ein sehr schöner Mann; auch scheint er von bester Bildung und Erziehung zu seyn."

„Nun so ruf' ihn doch her!" versetzte die Wittwe, „und sage ihm, er solle sich an dem Feuer wärmen, und dann mit uns zu Nacht essen, denn ich weiß ja, daß er noch nichts genossen hat."

Als nun Rinaldo in den Saal eintrat und die gastfreie Dame erblickte, die ihm von hohem Range zu seyn schien, grüßte er sie ehrerbietigst, und dankte ihr mit den verbindlichsten Ausdrücken für die ihm bezeigte Aufmerksamkeit. Bei seinem Anblick war die Dame ganz derselben Ansicht, wie ihre Dienerin. Und so empfing sie ihn denn freundlich, ließ ihn vertraulich neben sie an's Feuer sitzen, und befragte ihn über den Unfall, der ihn hieher verschlendert hätte. Rinaldo erzählte ihr den ganzen Verlauf der Sache, und da die Dame bei der Ankunft von Rinaldo's Diener bereits davon gehört hatte, so glaubte sie unbedingt allen seinen Worten, und erzählte ihm das, was sie von seinem Diener wußte, und wie leicht er diesen am nächsten Morgen wiederfinden könnte. Während der Zeit waren die Speisen aufgetragen worden, und nachdem sich Beide die Hände gewaschen hatten, setzte sich Rinaldo auf das Geheiß der Dame mit ihr zu Tische. Er war ein ansehnlicher, großer Mann von einnehmenden Gesichtszügen, und stand in seinen besten Jahren; daher fand die Dame an ihm ein außerordentliches Wohlgefallen,

und konnte fast kein Auge von ihm verwenden. Da nun der Markgraf diese Nacht bei ihr hatte zubringen wollen, und dadurch ihre Sinnlichkeit schon aufgeregt worden war, so erhob sie sich nach der Abendmahlzeit von der Tafel, und berathschlagte mit ihrer Dienerin, was sie wohl dazu meine, wenn sie, da der Markgraf sie im Stich gelassen habe, die Gelegenheit ergriffe und sich für heute an den Fremden hielte. Die Dienerin, welche den sehnlichen Wunsch der Herrin in ihren Augen las, ermunterte dieselbe nach allen Kräften, ihrer heißen Sehnsucht zu willfahren. So kehrte denn die Dame zu dem Feuer zurück, an dem sie den Rinaldo zurückgelassen hatte, sah ihn mit verliebten Augen an, und sprach:

„Ei, warum so nachdenklich, mein lieber Rinaldo? Meint Ihr denn, man könne Euch für ein Pferd und für ein paar eingebüßte Kleider keinen Schadenersatz geben? Gebt Euch zufrieden, seyd guter Dinge, und thut ganz so, als wenn Ihr in Eurem eignen Hause wäret. Denn ich muß Euch nur sagen, als ich Euch in diesen Kleidern erblickte, die meinem verstorbenen Manne gehörten, kamt Ihr mir akkurat so vor, als wie er selber; mich hat heute schon auf hundertmal die Lust angewandelt, Euch um den Hals zu fallen und Euch zu küssen, und wenn ich nicht befürchtet hätte, daß Euch dieß unangenehm seyn könnte, so hätte ich es wahrhaftig auch gethan.“

Als Rinaldo, der nicht auf den Kopf gefallen war, diese Worte hörte, und das Funkeln ihrer Augen erblickte, ging er ihr mit offnen Armen entgegen und sagte: „Theuerste Frau, ich würde mir die größten Vorwürfe der Undankbarkeit zu machen haben, wenn ich in Rücksicht dessen, was Ihr mir Gutes erwiesen habt, nicht von ganzer Seele bereit wäre, Alles zu thun, was nur im Bereich Eurer Wünsche liegt. Ich sehe es Euch an, Ihr seyd heute zu

der Freuden der Liebe aufgelegt; Ihr möchtet den Gegenstand Eurer Sehnsucht umarmen und küssen; und wäre ich so glücklich, dieser Gegenstand zu sein, so genirt Euch nur nicht, denn ich werde Euch mit dem größten Vergnügen wiederumarmen und wiederküssen."

Jetzt bedurfte es keiner weiteren Worte. Die von Liebesgluth entbrannte Wittwe sank augenblicklich in seine ausgebreiteten Arme, und nachdem sie ihn wohl hundertmal geküßt und an ihr Herz gedrükt hatte, verfügten sich beide in das Schlafkabinet, woselbst sie sich so rasch als möglich zur Ruhe begaben.

Als das Morgenroth erschien, erhoben sie sich von dem Lager, auf den Wunsch der Wittwe; damit er schweigen möchte, schenkte sie ihm einige abgetragene Kleidungsstücke, füllte ihm die leere Börse mit Geld, und bat ihn, von dem Geschehenen kein Wort zu sprechen. Darauf beschrieb sie ihm den Weg nach der Festung, welchen er nehmen müsse, um seinen Diener wiederzufinden, und entließ ihn durch dieselbe Thüre, durch welche er hereingekommen war.

Nachdem es bereits heller Tag geworden und die Thore des Schlosses schon offen standen, wanderte er, als ob er weit her käme in dasselbe hinein, und fand dort seinen Diener wieder. Als er sich nun wieder mit einigen seiner Kleidungsstücke, die in dem Mantelsacke geblieben waren, aufgeputzt hatte, und eben im Begriff stand, das Pferd seines Dieners zu besteigen, geschah es, wie durch ein göttliches Wunder, daß die drei Straßenräuber, die ihn am vorigen Abend ausgeplündert hatten, und wegen eines neuen begangenen Verbrechens festgenommen worden

waren, in das Castell hereingeführt wurden. Sie gestanden sogleich ihren an ihm verübten Frevel ein, und so erhielt er denn sein Pferd, seine Kleider und sein Geld wieder, und büßte weiter nichts ein, als ein paar Kniebänder, von denen die Räuber nicht wußten, was sie damit gemacht hatten.

Gott und dem heiligen Julian dankend, schwang sich jetzt Rinaldo auf sein Roß, und kehrte wohl und gesund nach Haus zurück; die drei Straßenräuber aber fanden am nächsten Morgen ihr letztes Tag- und Nachtquartier in den Lüften.

III. Novelle.

Drei Jünglinge wenden ihr Eigenthum schlecht an, und verarmen. Ein Neffe von ihnen kehrt in Verzweiflung nach Hause zurück, und trifft auf der Reise mit einem Abt zusammen, der wie es später herauskommt, die Tochter des Königs von England ist, ihn heirathet, und seine Oheime durch Zurückgabe ihrer Güter wieder wohlhabend macht.

Die Abenteuer des Rinaldo d' Asti waren von den anwesenden Herren und Damen mit Verwunderung angehört worden. Man pries seine Frömmigkeit, und Alle dankten Gott und dem heiligen Julianus, daß sie sich in einem so verzweifelten Zustande seiner angenommen hatten.

Indeß hielten sie, wenn sie auch nur mit heimlichen Flüstern darüber sprachen, doch keineswegs die Wittwe

für dumm, welche das Glück, das ihr Gott ins Haus geschickt, so wohl zu benutzen verstanden hatte. Während man noch über die erfreuliche Nacht, welche ihr zu Theil geworden, Bemerkungen machte und sich mehrmals in lautes Lachen ergoß, dachte Pampinea, die als nächste Nachbarin des Philostrato jetzt die Reihe des Erzählens traf, über die Geschichte nach, welche sie zum Besten geben wollte. Als ihr nun die Königin winkte, hob sie heiter und unbefangen an:

„Je mehr man sich über die Wechselfälle des Schicksals unterhält, desto mehr bleibt dem denkenden Geiste davon zu sagen übrig. Und darüber wird sich Niemand wundern, der erwägt, daß im Durchschnitt alle menschliche Angelegenheiten mehr oder weniger vom Zufall abhängen. Das Glück ist ein Gastfreund. Es logirt bald bei dem, bald bei jenem. Ja, es hält darin eine gewisse Ordnung; es verfährt vielleicht sogar systematisch; aber welcher Sterbliche soll dieses System des Glücks verstehen? Das System des Unglücks ist weit leichter zu begreifen. Laßt mich Euch jetzt eine Geschichte erzählen, die in mehrerem Betracht gewiß für uns Alle höchst erbaulich ausfallen wird."

„Vor Zeiten lebte einmal in unserer Stadt ein Edelmann, welcher den Namen Tebaldo führte, und, wie Einige sagen, zu der Familie des Lamberti, nach der Behauptung Anderer aber zu der von Agolanti gehörte, welche letztere Meinung sich vielleicht auf das Gewerbe seiner Söhne stützt, das dem, das die Agolanti bis auf den heutigen Tag noch treiben, entsprach. Ich lasse es hier an seinen Ort gestellt sein, aus welchem von den beiden Häusern er abstammte, und sage bloß, daß er zu seiner Zeit einer der reichsten Edel-

leute war, und drei Söhne hatte, von denen der erste Lamberto, der zweite Tebaldo und der dritte Agolante hieß. Alle drei waren bereits zu schönen, ritterlichen Jünglingen herangewachsen, obgleich der Aelteste noch nicht sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, als der reiche Edelmann Tebaldo starb, und ihnen, als seinen rechtmäßigen Erben sein ganzes Vermögen hinterließ. Als sich diese nun mit einemmal an Geld und Gütern so reich sahen, und ohne alle Aufsicht ihrem eigenen Willen überlassen waren, fingen sie, von Uebermuth hingerissen, an, ihr Geld ohne alles Maas und Ziel zu verschwenden. Sie hielten sich eine große Dienerschaft und auserlesene Pferde, Hunde und Falken, gaben täglich offene Tafel, veranstalteten glänzende Turniere, und thaten nicht bloß das, was sich für einen Edelmann ziemt, sondern Alles, was ihnen nur in den Sinn kam.

Und so dauerte es denn gar nicht lange, daß der ihnen vom Vater hinterlassene Schatz die Auszehrung bekam, und sie, um den gewohnten Aufwand fortführen zu können, sich genöthigt sahen, einen Theil ihrer Besitzungen zu veräußern. Es ging ein Gut nach dem andern verloren, und sie bemerkten das nicht eher, als bis sie am Ende gar nichts mehr übrig hatten. Jetzt öffnete ihnen die Armuth ihre Augen, welche ihnen ihr bisheriger Reichthum verschlossen gehalten hatte. Da rief denn Lamberto eines Tages die beiden Andern zu sich, und erinnerte sie daran, welch' einen Reichthum ihnen der Vater hinterlassen habe, und in welchen Abgrund der Armuth sie jetzt durch ihre Verschwendung herabgesunken seien. Er sagte ihnen, daß er es für das Beste halte, ehe ihr Elend aller Welt kund würde, das Wenige, was ihnen noch übrig geblieben, zu Geld zu machen.

und damit in die weite Welt hinauszureisen. Und das thaten sie denn auch. Ohne von Jemand Abschied zu nehmen, oder irgend eine Feierlichkeit anzustellen, verließen sie Florenz, und gingen zu Schiff nach England. Dort mietheten sie sich in London ein kleines Logis, lebten äußerst sparsam, und fingen an, auf großen Wucher Geld auszuleihen. Das Glück war ihnen dabei so günstig, daß sie sich in wenigen Jahren ein bedeutendes Vermögen erwarben. Darauf kehrte bald der Eine, bald der Andere von ihnen nach Florenz zurück; dort kauften sie einen großen Theil ihrer Güter wieder an, und dazu noch viele andere, und verheiratheten sich in ihrer Heimath. Da ihnen aber immer noch der Wucher in England am Herzen lag, so schickten sie einen Neffen von ihnen, Namens Alessandro dorthin, um ihre Geschäfte weiter zu betreiben. Sie selbst blieben in Florenz, und ohne sich an die mißliche Lage zu erinnern, in welche sie ihr früherer Aufwand gestürzt hatte, ja ohne daran zu denken, daß sie jetzt für Weiber und Kinder zu sorgen hatten, führten sie ein verschwenderischeres Leben als je, so daß alle Handelsleute dachten, wunder was es mit ihnen wäre, und ihnen einen gränzenlosen Credit gaben. Mehrere Jahre hindurch konnten sie ihren Aufwand von dem Geld bestreiten, das ihnen Alessandro von London schickte; denn dieser lieh seitdem vielen Baronen auf ihre Schlösser und Einkünfte, und machte dabei glänzende Geschäfte. Während jedoch die drei Brüder auf solche Weise großen Aufwand machten, und bei Geldmangel borgten, indem sie immer feste Hoffnung auf England setzten, geschah es, daß wider alles Vermuthen in England ein Krieg zwischen dem König und einen seiner Söhne ausbrach, welcher die

ganze Insel in zwei Parteien schied, deren Eine es mit dem Vater und die Andere mit dem Sohne hielt. Dadurch wurden denn auch dem Alessandro alle Schlösser der Barone entrissen, und auf alle andere Einkünfte konnte er nicht mehr sicher rechnen. Da man jedoch von Tag zu Tag auf den Frieden zwischen Vater und Sohn hoffte, worauf denn auch dem Alessandro Alles, sowohl Zinsen als Kapital hätte wieder erstattet werden müssen, so verließ er England nicht, während die drei Brüder in Florenz ihren ungeheuren Aufwand in nichts beschränkten, und täglich neue große Summen aufborgten. Nachdem sie sich jedoch mehrere Jahre lang in ihren Hoffnungen getäuscht hatten, verloren sie nicht allein ihren Credit, sondern sie wurden auch auf Verlangen ihrer Gläubiger, welche Bezahlung verlangten, festgenommen, und mußten, da ihre Güter nicht hinreichten, um ihre Schulden zu decken, für das Uebrige ins Gefängniß wandern. Ihre Weiber und kleinen Kinder suchten theils auf den Dörfern, das Eine da, das Andere dort, in den mißlichsten Umständen, ihr Unterkommen, ohne für die Folgezeit etwas Anderes, als das größte Elend erwarten zu können.

Alessandro hatte inzwischen in England mehrere Jahre lang vergeblich auf den Frieden gebarrt. Als er nun endlich keine Aussicht mehr sah, daß dieser zu Stande kommen werde, und ein längerer Aufenthalt ihm nicht nur als zwecklos, sondern sogar als gefährlich erschien, beschloß er, nach Italien zurückzukehren, und begab sich ganz allein auf die Reise. Als er nun dieselbe antrat, traf er zufällig mit einem Abt aus Brüssel zusammen, welchem viele Mönche folgten, und eine zahlreiche Dienerschaft mit Saumrossen voranzog. Unter

seiner Begleitung befanden sich auch zwei alte Edelleute, Verwandte des Königs, mit denen sich Alessandro, da er sie von frühern Zeiten her kannte, in ein Gespräch einließ, und von denen er gern aufgenommen wurde. Im Weiterreiten fragte sie Alessandro bescheidentlich, wer denn die drei Mönche wären, welche vorausritten, welche so viele Dienerschaft bei sich hätten, und wohin sie reisten. „Der Vorderste," erwiederte der eine von den beiden Edelleuten, „ist ein junger Vetter von uns, der vor Kurzem eine der größten Abteien in ganz England erhalten hat. Weil ihm aber noch einige Jahre zu dem gesetzlichen Alter fehlen, um die Stelle antreten zu können, so wollen wir mit ihm zu dem heiligen Vater nach Rom reisen, und diesen bitten, daß er ihm Dispensation ertheile, und ihn in seiner Würde bestätige, doch darf davon noch nicht gesprochen werden."

Unterwegs ritt der junge Abt bald vor, bald hinter der Dienerschaft, wie das bei reisenden Edelleuten gewöhnlich der Fall ist, und dabei kam er denn auch einmal in die Nähe Alessandro, den er sogleich bemerkte. Denn Alessandro war ein schöner, junger Mann von edler Gestalt und höchst einnehmenden Gesichtszügen, und sein ganzes Wesen zeugte von feiner Weltbildung. Der Abt hatte sogleich beim ersten Anblick an ihm sein Wohlgefallen. Er ließ ihn daher vor sich rufen, unterhielt sich freundlich mit ihm, und fragte ihn, woher er komme, und wohin er wolle. Alessandro ertheilte ihm auf seine Fragen Auskunft, entdeckte ihm offen seine ganze Lage, und trug ihm seine Dienste an, so gering auch seine Kräfte wären. Alessandro's Bescheidenheit verdoppelte das Interesse des Abtes; er überzeugte sich mehr und mehr von seinen feinen Sitten, und dachte

bei sich selbst, ob er gleich ein unedles Geschäft treibe, so müsse er doch ein Edelmann sein, was sein Wohlgefallen an ihm noch vermehrte. Im höchsten Grade an seinen Unfällen theilnehmend, sprach er ihm freundlich Muth ein, und ermunterte ihn, die Hoffnung nicht sinken zu lassen; denn wenn er sich nur brav hielte, so werde ihn Gott schon wieder an denselben Posten stellen, von dem er ihn verstoßen habe, ja vielleicht an einen noch höheren. Uebrigens hat er ihn, da er nach Toscana reise, und er denselben Weg habe, ihn dorthin zu begleiten. Alessandro dankte ihm für seine freundliche Zusprache, und erklärte ihm, daß er ganz zu seinen Diensten stehe. Auf der weiteren Reise des Abtes, in dessen Brust Alessandros Anblick ganz neue Gefühle geweckt hatte, geschah es, daß die Gesellschaft etliche Tage darauf in einem Dorfe anlangte, welches sehr wenige Gasthäuser hatte. Da jedoch der Abt nun einmal hier einkehren wollte, so ließ ihn Alessandro in dem Hause eines Wirthes absteigen, mit dem er von früheren Zeiten her befreundet war, und besorgte ihm seine Schlafstelle in einem am wenigsten unbequemen Zimmer des Hauses. Alessandro war ohnehin eine Art von Haushofmeister des Abtes geworden, und so brachte er denn das übrige Gefolge so gut als möglich, in den benachbarten Häusern, wo er wohl bekannt war, unter. Als der Abt zu Nacht gespeist hatte, und es schon so spät war, daß sich Alles zur Ruhe begeben hatte, fragte Alessandro den Wirth, wo er denn wohl selbst schlafen könne. „Das weiß ich in der That nicht," versetzte der Wirth; alle Zimmer sind besetzt, und sieh dich nur einmal um, so wirst du finden, daß meine Leute auf den Bänken liegen müssen. Indeß in dem Zimmer des Abtes

stehen einige Kornladen, wo ich dich hinführen, und worauf ich dir ein Bett machen lassen kann. Dort könntest du, wenn es dir recht wäre, ganz prächtig schlafen." Alessandro erwiederte: „Wie kann ich aber in des Abtes Zimmer gehen, welches so klein ist, daß aus diesem Grunde nicht einmal einer seiner Mönche bei ihm schlafen konnte? Wenn ich das gewußt hätte, ehe die Vorhänge zugezogen wurden, so hätte ich seine Mönche auf den Kornkisten schlafen lassen, und mich dorthin gelegt, wo die Mönche schlafen." — Der Wirth versetzte: „Es ist nun aber einmal so, und, wenn du Lust hast, so kannst du heute Nacht recht gut dort bleiben. Der Abt schläft, und die Vorhänge sind zugezogen; ich bringe dir in aller Stille ein paar Kissen hinauf, auf denen du ganz bequem ruhen kannst." Als nun Alessandro einsah, daß sich dieß ganz gut bewerkstelligen ließe, ohne den Abt im Geringsten zu stören, so war er es zufrieden, und verfügte sich so leise als möglich auf seine Schlafstelle.

Der Abt aber schlief noch nicht, sondern hing seinen neuerregten leidenschaftlichen Betrachtungen nach. Es entging ihm keine Sylbe davon, was Alessandro und der Wirth mit einander sprachen, und er merkte sich die Stelle wohl, wo sich Jener niedergelegt hatte. In seinem Innern darüber hoch erfreut, sprach er bei sich selbst: „Gott hat mir jetzt die schönste Gelegenheit zur Erfüllung meiner Wünsche gegeben. Wenn ich sie unbenützt vorübergehen ließe, so würde sich mir lange Zeit hindurch, vielleicht nicht wieder eine ähnliche zeigen."

Entschlossen also, sie bei der Stirn zu packen (weil die Gelegenheit von hinten ein Kahlkopf ist) rief er, sobald ihm Alles rings im Hause umher still zu sein

schien, dem Aleſſandro ganz leiſe zu, und gebot ihm, ſich neben ihm ins Bett zu legen. Aleſſandro wollte erſt nicht recht daran. Doch entkleidete er ſich auf weiteres Zureden, und legte ſich dann an der Seite des Abtes nieder. Als ſobald ſchlang der Abt ſeine beiden Arme um ihn, und umfaßte ihn ganz in der Art, wie es verliebte Mädchen mit ihren Liebhabern zu thun pflegen. Aleſſandro erſtaunte nicht wenig darüber, und dachte im erſten Augenblick, der Herr Abt hätten vielleicht am Ende gar griechiſche Gedanken. Um den Beiſchläfer von dem Argwohn der Knabenliebe zu befreien, zog der Abt jetzt das Hemde aus, nahm die Hand des jungen Mannes, und legte dieſelbe auf ſeine feſten Brüſte, indem er ſagte: Aleſſandro, verbanne doch deine thörichten Gedanken; fühle jetzt, was ich bin, dann wird dir mit einemmale klar ſein, was ich bisher verbarg!"

Aleſſandro's Hand ſtieß bei dieſen Worten auf zwei runde Marmorhügel, die ſich anfühlten, als wären ſie von Elfenbein. Kaum hatte er dieſe angenehme Entdeckung gemacht, ſo begann er auch ſogleich den Abt zu umarmen und zu küſſen, wobei dieſer ihn jedoch mit folgenden Worten unterbrach: „Bevor du weiter gehſt, höre erſt, was ich dir ſagen will! Du ſiehſt jetzt, daß ich ein Weib, und kein Mann bin! Als Jungfrau verließ ich meine Heimath, und reiste zum Papſt, um mich zu verheirathen. Sei es nun zu meinem Glück, oder zu meinem Unglück; genug, als ich dich zum erſtenmale erblickte, entbrannte ich in ſolcher Liebe zu dir, daß wohl kein anderes Weib eine gleiche Leidenſchaft hegen kann. Genug, ich habe jetzt bei mir beſchloſſen, lieber dich, als irgend einen andern Mann zum Gemahl zu wählen.

Willst du mich aber nicht heirathen, so gehe augenblicklich von mir, und begib dich nach deiner Schlafstelle zurück!“ Wiewohl nun Alessandro sie nicht kannte, so schloß er doch nach dem Gefolge, das sie bei sich hatte, sie müsse eine reiche und vornehme Dame sein, daher er, ohne sich lange zu besinnen, versetzte: „wenn es ihr recht sei, so sei es ihm angenehm.“

Jetzt richtete sie sich in ihrem Bett vor einem Christusbilde empor, steckte ihm einen Ring an den Finger, und verlobte sich auf diese Art mit ihm. Darauf umarmten sie einander, und unterhielten sich den Rest der Nacht hindurch zur großen Befriedigung beider Theile. Beim Anbruch des Morgens stand Alessandro auf, und verließ das Gemach, ohne daß es Jemand bemerkte, wo er geschlafen. Dann begab sich der Abt hochvergnügt mit seiner Gesellschaft wieder auf die Reise, und so kamen sie denn endlich in Rom an. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen daselbst ging der Abt mit Alessandro und den beiden Edelleuten ohne sonstige Begleiter zu dem Papst, und fing, nach den herkömmlichen Ehrenbezeigungen also zu reden an: „Heiliger Vater, Euch muß es wohl besser, als sonst irgend Jemand, bekannt sein, daß ein Mensch, welcher gern ehrbar und tugendhaft leben möchte, jede Gelegenheit fliehen soll, die ihn verleiten könnte, anders zu handeln. Da ich nun gesonnen bin, auf die angegebene Weise zu leben, so bin ich, um jener Regel auf's Genaueste nachzukommen, in der Tracht, in welcher Ihr mich hier seht, von dem Hofe meines Vaters, des Königs von England, geflohen, und habe einen großen Theil seiner Schätze mitgenommen. Mein Vater wollte mich nemlich, die ich noch blutjung bin, an den alten, abgelebten

König von Schottland verheirathen; ich aber habe mich aus dem Staube gemacht, damit mich Eure Heiligkeit besser vermählen möge. Auch bewog mich nicht sowohl das Alter des Königs von Schottland zur Flucht, als die Besorgniß, daß ich mich, wenn ich mit ihm vermählt wäre, in Folge meiner jugendlichen Schwäche wider die göttlichen Gesetze und die Ehre des königlichen Blutes meines Vaters versündigen könnte. Während ich nun in dieser Absicht hieher reiste, hat mir Gott, der allein weiß, was jedem Menschen Noth thut, nach seiner Gnade und Barmherzigkeit den Gegenstand vor Augen geführt, der nach seinem Willen mein Gemahl sein soll, und das ist dieser junge Mann (dabei zeigte sie auf Alessandro) den Ihr hier an meiner Seite seht, dessen edle Sitten und feines Betragen jeder noch so vornehmen Dame würdig sind, wenn auch vielleicht der Adel seines Blutes nicht so glänzend ist, als der meiner fürstlichen Abkunft. Genug ihn habe ich mir auserkoren, ihn will ich zum Gemahl, und nie werde ich mich entschließen, einem Andern meine Hand zu reichen, mögen mein Vater und die ganze Welt auch dazu sagen, was sie wollen. Dieser Punkt ist der Hauptzweck meiner Reise, mit der ich allerdings noch andere Absichten verbinde. Es lag mir nemlich schon seit Jahren in dem Sinn, alle die heiligen Orte zu besuchen, deren die Stadt voll ist; vor Allem aber sehnte ich mich darnach, einmal Eure Heiligkeit von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Euch ist der Schlüssel Petri gegeben; Ihr könnt binden und lösen. Und so ersuche ich Euch denn demüthiglichst, die zwischen mir und Alessandro bisher allein vor den Augen Gottes geschlossene Ehe feierlich zu bestätigen, und den übrigen Menschen zu

offenbaren. Ich hoffe, was Gott und mir gefallen hat, wird wohl auch Euch genehm sein. So ertheilt mir denn also Euern Segen, auf daß wir mit demselben, als einem sichern Unterpfande der Zustimmung Desjenigen, dessen Statthalter Ihr auf Erden seid, zu Gottes und Eurer Ehre leben, und dereinst auch so sterben mögen." Alessandro staunte nicht wenig, da er vernahm, daß seine Gattin die Tochter des Königs von England sei; indeß fühlte er dabei eine tiefe und innige Freude. Noch mehr verwunderten sich die beiden Edelleute, welche dermaßen darüber entrüstet wurden, daß sie, wenn sie jemand anders gegenüber gestanden hätten, als dem Papste, dem Alessandro, und vielleicht auch der Dame, eine Beschimpfung angethan haben würden. Andererseits erstaunte auch der Papst über die Verkleidung der Dame und über ihren Entschluß. Da er jedoch wohl einsah, daß das Geschehene sich nicht ändern lasse, so beschloß er, ihrer Bitte nachzugeben. Vor allen Dingen beschwichtigte er die beiden Edelleute, denen er ihren Verdruß deutlich ansah, und versöhnte sie mit der Dame und Alessandro. Als nun der bestimmte Tag gekommen war, berief er, in Anwesenheit der Cardinäle und anderer hoher Personen, welche seiner besonderen Einladung Genüge geleistet hatten, die Dame, welche in fürstlichen Kleidern erschien, und einen solchen Glanz von Anmuth und Schönheit um sich verbreitete, daß Alle von ihr entzückt waren, und dazu auch den Alessandro, der in prächtiger Kleidung auftrat, so daß man an dem Jüngling keine Spur eines Wucherers mehr fand, sondern ihn für einen Prinzen halten mußte, daher ihm die anwesenden Edelleute alle nur mögliche Ehren erwiesen. Hierauf ließ der Papst die Verlobung

nochmals begehen, und nachdem das Vermählungsfest glänzend gefeiert worden war, verabschiedete er das Paar mit seinem Segen.

Alessandro wünschte, worein die Dame gern willigte, daß die Reise von Rom nach Florenz gemacht würde, wohin die Fama schon die Nachricht von diesen Begebenheiten gebracht hatte. Dort wurden sie von den Einwohnern auf das Ehrenvollste empfangen. Die Dame befreite die drei Brüder durch Zahlung aller ihrer Schulden, und setzte sie und ihre Frauen wieder in ihre vormaligen Besitzungen ein. Unter den Bezeugungen allgemeiner Achtung reisten Alessandro und seine Gemahlin jetzt von Florenz ab, von wo sie den Agolante mitnahmen. Als sie in Paris anlangten, wurden sie von dem König glänzend aufgenommen. Von hier aus wandten sich die beiden Edelleute nach England, und brachten es bei dem König so weit, daß er seinen Tochter Verzeihung angedeihen ließ, und sie und seinen Schwiegersohn mit großen Festivitäten bei sich empfing. Den letztern schlug er bald darauf mit besondern Auszeichnungen zum Ritter, und schenkte ihm die Grafschaft Cornwallis. Dieser aber hatte so viel Gewandtheit, und gab sich so viele Mühe, daß es ihm gelang, den Vater mit dem Sohne zu versöhnen, was eine große Wohlthat für die Insel war, und wodurch sich Alessandro die Liebe des ganzen Volkes erwarb. Agolante erhielt jetzt Alles wieder, was man den Brüdern in England schuldig war, und kehrte mit großen Reichthümern nach Florenz zurück, nachdem Graf Alessandro ihn vorher zum Ritter geschlagen hatte. Der Graf Alessandro führte mit seiner Gemahlin ein ruhmwürdiges Leben, und, wie Einige behaupten wollen, so er-

oberte er durch seine Klugheit und Tapferkeit, mit Beihülfe seines Schwiegervaters, Schottland, und wurde als dessen König gekrönt.

IV. Novelle.

Landolfo Ruffolo verarmt, wird Seeräuber, geräth dann in genuesische Gefangenschaft, und leidet Schiffbruch. Er entkommt auf einer Kiste voll köstlicher Juwelen, wird in Corfu von einer armen Frau beherbergt, und kehrt nach Haus zurück.

Neben Pampinea saß Lauretta, welche, nachdem die Erstere ihre Erzählung rühmlich beendigt hatte, ohne weiteres Zögern folgendermaßen anhob:

„Anmuthige Schwestern, nach meinem Erachten kann man den Wechsel des Glückes nicht mehr in die Augen springen sehen, als wenn ein Mensch von der tiefsten Stufe des Elends auf den Königsthron erhoben wird, wie dieß mit Alessandro in Pampinea's Erzählung der Fall war. Insofern wir uns Alle nun bei unsern Geschichten an die vorausgesteckten festen Schranken halten müssen, werde auch ich mich der Bestimmung fügen, und etwas erzählen, wobei noch größere Unglücksfälle vorkommen, und wo der Ausgang zwar auch günstig, doch nicht in gleich hohem Grade glücklich ist. Zwar kann ich mir denken, daß diese Vorbemerkung das Interesse von meiner Erzählung einigermaßen herabstimmen mag, doch man wird mich entschuldigen, da ich die Sache nicht anders machen kann, als sie wirklich gewesen ist.

Das Meeresufer von Reggio bis Gaeta gilt für eine der schönsten Gegenden in ganz Italien. Dort erstreckt sich in der Nähe von Salerno ein bergigtes weit in das Meer hinausschauendes Ufer welches von den Einwohnern die Küste von Amalfi genannt wird. Ringsum ist sie übersäet mit kleinen Städten, voller Gärten und kleiner Quellen, und mit Menschen bevölkert, die sich durch den Handel Reichthümer erworben haben. Unter diesen Städten nun befindet sich eine, Namens Ravello, wo zwar noch heutiges Tages reiche Leute wohnen, unter denen jedoch kein Einziger ist, der sich mit einem früher daselbst lebenden Bürger, Namens Landolfo Ruffolo, messen könnte. Da ihm indeß seine Reichthümer noch nicht genügten, und er Tag und Nacht nur darauf dachte, sie zu verdoppeln und zu verzehnfachen, so fehlte wenig daran, daß er nicht allein sie, sondern noch sein eigenes Leben dazu eingebüßt hätte. Aus kaufmännischer Spekulation kaufte er nehmlich ein großes Schiff, das er mit seinem Geld und mancherlei Waaren schwer befrachtete, und mit welchem er sodann nach Cypern fuhr. Zum Unglück traf sichs, daß daselbst gerade noch mehrere andere Schiffe mit denselben Waaren angekommen waren, welche er bei sich führte, wodurch er sich genöthigt sah, die seinigen nicht nur zum Theil weit unter dem Preise loszuschlagen, sondern zum Theil sogar ganz zu verschenken, wodurch er in eine verzweifelte Stimmung gerieth. Er nahm sich sein Mißgeschick, durch welches er plötzlich fast bis an den Bettelstab gerieth, dermaßen zu Herzen, daß er beschloß, sich entweder das Leben zu nehmen, oder es einmal mit der Seeräuberei zu versuchen, um nur nicht arm dahin zurückzukehren, von wo er reich ausgezogen war. Sobald

er zu seinem großen Schiffe einen Käufer gefunden hatte, verschaffte er sich mit dem daraus gelösten Gelde ein kleines, leichtes Corsarenfahrzeug, rüstete dasselbe mit allem Nöthigen aus, und beschloß jetzt, auf Alles Jagd zu machen, was ihm in den Wurf kommen würde, besonders aber auf die Türken. Das Glück begünstigte ihn dabei weit mehr, als bei seinem Handel. In der kurzen Frist eines Jahres plünderte und nahm er so viele türkische Schiffe weg, daß er sich nicht nur für seine Verluste im Handel völlig entschädigt sah, sondern auch sein früheres Vermögen um Vieles vermehrt sah. Der Schmerz über seine vormaligen Unfälle hatte ihn jetzt so weit gewitzigt, daß er sich mit dem, was er besaß, begnügte, und nur darauf dachte, das Gewonnene zu erhalten. Demnach beschloß er, mit seinem Gelde nach Hause zurückzukehren, und weil er den Handelsgeschäften nicht recht mehr traute, so verstand er sich nicht dazu, sein Geld in Waaren anzulegen, sondern steuerte auf demselben Fahrzeug, das ihm zu seinem Gewinnste verholfen hatte, geradewegs der Heimath zu. Als er indeß schon im Archipel angelangt war, erhob sich eines Abends ein heftiger Sirocco, der nicht bloß der Fahrt entgegen war, sondern auch das Meer so hoch anschwellte, daß sich sein kleines Schiff nicht gegen ihn halten konnte. Er flüchtete sich daher mit demselben in einen Meerbusen, den eine kleine Insel bildete, um dort besseres Wetter abzuwarten. In dieselbe Bucht liefen kurz darauf auch zwei große genuesische Galeeren ein, welche von Constantinopel kamen, und derselben Gefahr auszuweichen strebten, welcher Landolfo entflohen war. Als die Mannschaft auf denselben das kleine Schiffchen sah, und erfuhr, wem es angehöre, versperrte sie ihm den Aus-

weg, und beschloß, da sie von Natur raubsüchtig war, und den Landolfo durch das Gerücht als einen reichen Mann kannte, ihn zu überfallen. Zum Entfliehen war ihm bereits der Weg abgeschnitten worden; sie hatten Einige Wohlbewaffnete, und zwar an einem Posten ans Land gesetzt, von wo aus Allen aus Landolfos Schiffe, die nicht erschossen sein wollten, die Landung verwehrt werden konnte. Die Uebrigen aber ließen sich theils von den Booten ziehen, theils kam ihnen das Meer selbst zu statten, so daß sie sich dem Fahrzeug Landolfos dicht näherten, und dasselbe mit geringer Mühe und in kurzer Zeit, ohne von den Ruderſklaven, welche sich darauf befanden, nur einen einzigen Mann zu verlieren, und ohne auf irgend einen Widerstand zu stoßen, wegnahmen. Den Landolfo selbst brachten sie auf eins ihrer Schiffe, beraubten sein kleines Fahrzeug, und bohrten es in den Grund; und so blieb denn dem Eigenthümer nichts übrig, als eine ärmliche Jacke.

Tags darauf änderte sich der Wind; die Schiffe steuerten gen Westen, und setzten ihre Reise glücklich fort. Gegen Abend aber brach ein solcher Sturm los, daß das Meer hohe Wellen schlug, und die Fahrzeuge von einander getrennt wurden. Von der Gewalt des Windes wurde das, auf welchem sich der arme unglückliche Landolfo befand, nah bei der Insel Cephalonia mit solcher Heftigkeit auf eine Sandbank geschleudert, daß es wie ein gegen die Mauer geworfenes Glas in tausend Stücke zerbrach. Die Unglücklichen suchten sich in der dunkeln Nacht auf den Kisten und Brettern zu retten, welche im Meere umherschwammen; wer schwimmen konnte, der schwamm, oder klammerte sich an den Gegenständen fest, die er erfassen konnte. Wiewohl nun der

unglückliche Landolfo den Tag vorher oft den Tod gerufen und ihn, in seinen Gedanken, der Heimkehr als Bettler vorgezogen hatte, so erschrack er doch nicht wenig vor ihm, als er sich jetzt ihm darstellte; und so ergriff er denn, gleich den Andern ein Brett, dessen er habhaft wurde, indem er hoffte, daß ihm Gott vielleicht, wenn er sich eine Zeitlang vor dem Ertrinken sichern könnte, noch eine Rettung zusenden würde. So hielt er sich die Nacht über, so gut er konnte, auf dem Breite reitend, welches von den Wellen bald dahin bald dorthin getrieben wurde. Als endlich der Tag anbrach, und Landolfo rings umherblickte sah er nichts, als Wasser und Wolken um sich her und eine Kiste, die auf dem Meere schwamm, welche sich ihm öfters näherte, wobei er mehrmals besorgte, daß sie an ihn anstoßen und ihm gefährlich werden möchte. Er wehrte sie deßhalb immer mit der Hand ab, so gut als er es mit seinen schwachen Kräften vermochte. Demungeachtet aber geschah es, daß sich in der Luft plötzlich ein mächtiger Windstoß erhob, der die Kiste erfaßte, und sie mit solcher Gewalt gegen sein Brett schleuderte, daß er sammt demselben unter das Wasser hinabgestoßen wurde. Als er nun schwimmend, mehr von der Furcht, als von der Kraft begünstigt, sich wieder empor arbeitete, sah er sein Brett weit von sich hinweggerissen, so daß er befürchten mußte, schwerlich wieder zu ihm hin gelangen zu können. Er wandte sich daher zu der Kiste, legte sich mit der Brust auf den Deckel derselben, und hielt sie, so gut, als es möglich war, mit den Armen aufrecht. In dieser Stellung blieb er den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch, wobei er ohne Speise von dem Meer umhergeschleudert wurde, dagegen er mehr trinken mußte, als ihm lieb

war, ohne zu wissen, wo er sich befände, denn er sah weit und breit um sich her nichts weiter, als den Himmel und das Meer. Am nächsten Tage gelangte er endlich nach Gottes Willen, oder durch die Kraft der Winde getrieben, vom Wasser durchdrungen wie ein Schwamm, und die Enden der Kiste, nach Art der Leute, die im Begriffe stehn zu ertrinken, umklammernd, an das Ufer der Insel Corfu, wo zu gutem Glück gerade eine arme Frau ihre Töpfe mit Sand und Seewasser blank scheuerte. Als diese den Landolfo heranschwimmen sah, und keine menschliche Gestalt an ihm herausfinden konnte, bekam sie einen großen Schrecken, und lief mit lautem Geschrei davon. Landolfo hätte sie gern bedeutet; aber er hatte Gesicht und Sprache verloren. Die Wellen trieben ihn jetzt an das Land. Anfangs konnte das Weib nur die Kiste erkennen; doch, als sie jetzt genauer hinsah, entdeckte sie die Arme eines Menschen, welche die Kiste umschlungen hielten, dann fand sie das Gesicht heraus, und errieth endlich das Ganze. Von Mitleid bewegt ging sie ein wenig in das Meer hinein, welches sich indessen beruhigt hatte, packte ihn bei den Haaren, und zog ihn sammt der Kiste an das Land. Mit Mühe machte sie seine Hände von der Kiste los, lud diese ihrer kleinen Tochter, die bei ihr war, auf den Kopf, und trug dann den Landolfo wie ein kleines Kind an's Land, brachte ihn in ein Bad, und rieb und wusch ihn so lange mit warmem Wasser, bis die entwichene animalische Wärme und auch zum Theil die verlorene Kraft in den Körper zurrückkehrte. Als es ihr die nun rechte Zeit zu sein schien, nahm sie ihn wieder heraus, stärkte ihn mit gutem Wein und kräftigen Speisen, und beherbergt

ihn auf gleiche Art einige Tag über, bis er wieder zu Kräften und Bewußtsein kam.

Jetzt, glaubte die gute Frau, möchte es wohl an der Zeit sein, ihm die gerettete Kiste zurückzugeben, und ihm zu sagen, daß er nun sein Glück weiter versuchen möge. Das that sie denn auch. Landolfo, der sich der Kiste gar nicht mehr zu erinnern wußte, nahm sie dennoch an, als das gute Weib sie ihm brachte, und dachte, wenn sie auch nicht von großem Werth sein möchte, so könnte sie ihm doch auf den einen oder andern Tag Unterhalt verschaffen. Da er sie jedoch sehr leicht fand, so gab er diese Hoffnung fast schon wieder auf, bis er eines Tages, wo seine Wirthin ausgegangen war, sie öffnete. Da fand er denn in derselben viele kostbare theils gefaßte, theils ungefaßte Edelsteine. Weil er einigermaßen Kenner war, so entdeckte er sogleich ihren hohen Werth. Da dankte er denn Gott, und wurde mit einemmale ganz fröhlich und guter Dinge. Weil er indessen schon zweimal schwer von dem Schicksal heimgesucht worden war, so beschloß er bei dem dritten Falle mit besonderer Vorsicht zu Werke zu gehen, um diese Schätze sicher unter Dach und Fach zu bringen. Zu diesem Zwecke wickelte er sie alle, so gut es anging, in einige Lumpen, und sagte zu der mitleidigen Frau, er brauche die Kiste jetzt nicht mehr; wenn sie ihm aber einen Gefallen thun wollte, so möchte sie ihm für dieselbe einen Sack schenken. Das gute Weib that dieß mit Vergnügen; er dankte ihr dagegen mit den herzlichsten Ausdrücken für die erwiesene Gefälligkeit, nahm Abschied von ihr und segelte mit seinem Sack über die Schultern in einem Boote über nach Brindisi. Von dort aus wanderte er immer der Küste entlang bis

nach Trani, wo er etliche Tuchhändler antraf, welche seine Landsleute waren. Denselben erzählte er seine Fata, wobei er nur die Kiste verschwieg; worauf ihn diese um Gotteswillen bekleideten, und ihm noch überdieß ein Pferd liehen und sichere Leute mit auf den Weg gaben, um wohlbehalten nach Ravello, wohin er reisen wollte, zu gelangen. Dort erst hielt er sich für ganz sicher, und öffnete, Gott dankend, daß er ihn so glücklich zurückgeführt habe, seinen Sack. Bei sorgfältigerer Betrachtung des Inhaltes fand er sich im Besitz von so vielen seltenen und kostbaren Edelsteinen, daß er bei einem glücklichen Verkauf derselben reicher zu sein hoffen durfte, als er bei seiner Abreise gewesen war. Nachdem er nun Gelegenheit gefunden hatte, die Juwelen an den Mann zu bringen, schickte er dem guten Weibe, welches ihn aus dem Meere gezogen hatte, aus Erkenntlichkeit für die ihm erwiesene Wohlthat eine bedeutende Geldsumme nach Corfu; so that er es auch den Kaufleuten, welche ihn in Trani bekleidet hatten; was aber übrig blieb, das behielt er für sich, und lebte damit anständig bis zum Ende seiner Tage, ohne sich später jemals wieder in Handelsgeschäfte einzulassen.

V. Novelle.

Andruccio von Perugia kommt nach Neapel, um Pferde zu kaufen, und geräth in einer Nacht in drei lebensgefährliche Abenteuer, welche er jedoch glücklich besteht, und mit einem Rubin nach Haus zurückkehrt.

„Bei der Kiste mit Edelsteinen, welche Landolfo fand," begann Fiametta, die jetzt an der Reihe war, „fällt mir eine Geschichte ein, die nicht weniger Gefahren enthält, aber darin von der abweicht, welche uns Lauretta so eben erzählt hat, daß die Begebenheiten jener sich wohl in dem Verlauf mehrerer Jahre, die der meinigen aber sich in einer einzigen Nacht zugetragen haben. Hört also an:

Es lebte nehmlich, wie mir einmal erzählt wurde, in Perugia vor einiger Zeit ein junger Pferdehändler, Namens Andruccio de Pietro, welcher auf die Nachricht, daß man in Neapel gute Pferde kaufen könne, fünfhundert Goldgulden mit sich nahm, und, ohne jemals zuvor sein Glück auswärts versucht zu haben, sich mit mehreren andern Kaufleuten dorthin auf die Reise machte. Als sie an einem Sonntag Abends mit der Dämmerung daselbst eingetroffen waren, erkundigte er sich bei dem Wirthe, und ging den nächsten Morgen auf den Pferdemarkt, wo er viele Pferde sah, die ihm gefielen, feilschte auch um mehrere, konnte aber doch über keins davon handelseinig werden. Doch um zu zeigen, daß er wirklich kauflustig sei, beging er, als ein noch

junger, unerfahrener Mensch, die Unvorsichtigkeit, mehrmals vor den Ab- und Zugehenden seine mit Gold gespickte Börse sehen zu lassen. Da traf es sich denn, daß, während er gerade wieder im Handel begriffen war, und mit seinen Goldstücken klimperte, eine sehr schöne Sicilianerin vorbei ging, welche für wenig Geld Jedermann zu Gebote stand. Er sah sie, im Gespräch begriffen, nicht, und bemerkte eben so wenig, daß sie seine Börse ins Auge faßte; ja er hörte sogar ihren Ausruf nicht: „ach, wenn doch dieses Gold mein wäre!" Mit diesen Worten ging sie nehmlich dicht an ihm vorbei. Nun hatte das junge Mädchen eine alte Frau bei sich, gleichfalls eine Sicilianerin, welche, als sie den Andruccio erblickte, das Mädchen vorübergehen ließ, auf den Andruccio zulief, und ihn auf das Zärtlichste umarmte. Als das Mädchen dieß bemerkte, verhielt sie sich ganz still, und lauerte in einer kleinen Entfernung. Andruccio hatte sich indeß zu der Alten umgewandt, sie erkannt und mit großer Freude begrüßt. Sie versprach ihm, in sein Hotel zu kommen, und ging dann nach kurzer Unterhaltung weiter. Er aber fuhr zu handeln fort, ohne jedoch den ganzen Vormittag einen Kauf abzuschließen.

Das Mädchen, welches erst Andruccios gespickte Börse, und darauf seine Bekanntschaft mit der Alten bemerkt hatte, dachte jetzt auf ein Mittel, um jenes Geld entweder ganz, oder wenigstens einen Theil davon zu erlangen, und erkundigte sich zu diesem Zweck bei der Alten, wer dieser Fremde sei, was er hier vorhabe, und woher sie ihn kenne. Die Alte erzählte ihr Alles, was den Andruccio betraf, kaum minder genau, als er es selbst hätte thun können; denn sie hatte eine lange Zeit in Sicilien, und dann in Perugia bei seinem Vater

gedient. Deßgleichen gab sie ihr über seine Wohnung und den Zweck seiner Reise die erwünschte Auskunft. Als nun das Mädchen solchergestalt seine ganze Verwandtschaft und deren Namen genügend kennen gelernt hatte, baute sie auf diese Kenntniß einen feinangelegten Plan, durch welchen sie ihr Ziel zu erreichen gedachte. Zu diesem Endzweck gab sie der Alten, sobald sie heim gekommen war, Bestellungen für den ganzen Tag, daß sie nicht mehr zu dem Andruccio gehen möchte, und schickte darauf ein kleines Mädchen, das sie zu dergleichen Diensten gut abgerichtet hatte, gegen Abend in das Hotel, wo Andruccio wohnte. Die Kleine fand durch einen glücklichen Zufall Andruccio ganz allein an der Thüre des Hauses stehend, und fragte nach ihm selbst. Als er ihr nun sagte: „ich bin der Andruccio," winkte sie ihm auf die Seite, und flüsterte ihm zu: „Verehrtester Herr, eine Edeldame aus der Stadt wünscht, so fern es Euch gefällig ist, Etwas mit Euch zu sprechen."

Andruccio bedachte sich bei diesen Worten ein wenig. Da er von seinem Aeußern eine besonders gute Meinung hegte, so vermuthete er, die Edeldame möchte wohl am Ende gar in ihn verliebt sein, als ob es damals nicht genug schöne Männer in Neapel selbst gegeben hätte. Nach dieser kurzen Ueberlegung antwortete er auf einmal schnell, daß er bereit sei, und fragte bloß, wo und wann das besagte Frauenzimmer ihn sprechen wolle.

„Herr," versetzte die Kleine, wenn es Euch beliebt, so folgt mir nur; sie erwartet Euch in ihrer Wohnung."

Andruccio sagte sogleich, ohne dem Wirth von seinem Ausgang etwas zu melden: „Kleine, geh nur voran! Ich werde dir folgen!"

So führte ihn denn nun die Kleine in das Haus jener Sicilianerin, welche in einem Stadttheil wohnte, den man allgemein „das Teufelsloch“ nannte, und dessen Anständigkeit schon der Name errathen läßt. Andruccio, der von etwas Unrechtem keine Ahnung hatte, trat mit dem Gedanken, an einen ganz ehrbaren Ort und zu einer anständigen Dame zu kommen, an der Hand der Kleinen ganz unbefangen ein. Nach dem Ruf der Letztern: „Andruccio kommt!“ trat ihm die Dame, als er die Treppe hinaufstieg, auf den obersten Stufen entgegen. Sie war noch ganz jung, schön und schlank gewachsen, von höchst einnehmenden Gesichtszügen, und sehr anständig gekleidet und geschmückt. Als sich Andruccio ihr näherte, kam sie ihm mit offenen Armen drei Stufen entgegen, fiel ihm um den Hals, und verharrte, wie von übermäßiger Zärtlichkeit übermannt, einige Minuten stumm in dieser Stellung. Dann küßte sie ihm weinend die Stirne, und rief mit weicher Stimme aus: „O mein theuerster Andruccio, sei mir tausendmal willkommen!“ Andruccio war ganz verwirrt durch diese feurige Bewillkommnung, und sagte mit Erstaunen: „Madonna, ich freue mich unendlich, Eure werthe Bekanntschaft zu machen.“ Sie aber faßte ihn bei der Hand, und führte ihn in ihren Saal, von wo aus sie, ohne ein Wort zu reden, mit ihm in ihr Schlafgemach eintrat, welches von Rosen, Orangeblüthen und andern Wohlgerüchen duftete. Dort stand ein köstliches Bett mit herrlichen Vorhängen, und an den Wänden hingen, nach dortigem Gebrauch, viele Kleider und andere kostbare Geräthe, um welcher Dinge willen er, als ein Neuling, nicht zweifelte, daß sie eine gar vornehme Dame sei. Nachdem sie sich nun neben einander

auf einer Kiste am Fuß des Bettes niedergesetzt hatten, hob die Dame also zu ihm zu sprechen an: „Andruccio, ich kann mir wohl denken, daß du dich über den zärtlichen Empfang, von Seiten einer ganz Unbekannten, und über meine Thränen nicht wenig verwundern magst; aber es wird dich in noch größeres Staunen setzen, wenn du jetzt aus meinem Munde vernimmst, daß ich deine Schwester bin! Ja, ich muß dir sagen: Jetzt, nachdem mir Gott die Gnade hat widerfahren lassen, daß ich vor meinem Tode noch einen meiner Brüder gesehen habe, wiewohl ich gern euch alle zu schauen wünschte, werde ich weit ruhiger sterben können! Da du wahrscheinlich von dem Allen in deinem Leben nicht hast reden hören, so will ich dir darüber nähere Auskunft geben. Pietro, unser beiderseitiger Vater, lebte, wie du wohl erfahren haben wirst, lange Zeit in Palermo, und genoß dort bei Allen, die ihn kannten, wegen seiner Herzensgüte und Liebenswürdigkeit der größten Achtung. Vor Allen aber liebte ihn meine Mutter, die eine vornehme Dame und zu jener Zeit gerade Wittwe war, und zwar in einem solchen Grade, daß sie, ohne sich um den Zorn ihres Vaters und ihrer Brüder und ihre eigne Ehre zu kümmern, sich mit ihm so tief einließ, daß ich, die du hier vor dir siehst, das Licht der Welt erblickte. Als Pietro später, durch eintretende Umstände genöthigt, Palermo verließ, und nach Perugia zurückkehrte, ließ er mich als ein kleines Kind mit meiner Mutter zurück, ohne sich nach dieser Zeit um mich zu bekümmern. Wenn er nicht mein Vater wäre, so würde ich ihn deßhalb heftig tadeln wegen des Undanks, den er gegen meine Mutter zeigte, welche, ohne ihn genau zu kennen, sich selbst und ihr Besitzthum aus wahrer, treuer Zu-

neigung ihm opferte, der Liebe gar nicht zu gedenken, die er gegen mich, als für seine Tochter, die nicht von einer Dienerin oder einem gemeinen Weibe geboren war, hätte hegen sollen. Doch was kann man in dergleichen Fällen thun? Alte Vergehen lassen sich weit leichter tadeln, als verbessern. Die Sache verhielt sich nehmlich so. Er ließ mich als kleines Kind in Palermo zurück, und dort wuchs ich denn ziemlich so weit heran, als wie du mich jetzt siehst, bis mich meine Mutter mit einem edlen und rechtschaffenen Manne aus dem Stamme der Gergenti vermählte, der sich aus Neigung zu mir und meiner Mutter zu Palermo aufhielt. Weil es aber mein Mann mit der Partei der Guelfen hielt, so ließ er sich in geheime Verbindung mit dem König Karl ein. Jedoch noch ehe diese Plane zur Ausführung kamen, hatte der König Friedrich davon schon Nachricht erhalten, und wir mußten uns in demselben Momente aus dem Staube machen, wo ich gerade Hoffnung hegte, die erste Dame zu werden, welche jemals auf dieser Insel gelebt hat. So nahmen wir denn unsere augenblicklichen Habseligkeiten mit, welche gegen unsern vorigen Besitz gar nichts waren, und ließen Güter und Häuser im Stiche, und flohen hieher, wo sich uns König Karl so dankbar bezeigt, daß er uns einen großen Theil unserer Einbuße vergütet, die wir um ihn zu erleiden hatten, indem er uns Landgüter und Häuser in Menge schenkte, wie er denn auch meinem Manne, deinem Schwager, so viel Einkommen gestattet, daß du dich wundern wirst, wenn du dich näher davon überzeugst. Auf diese Art bin ich denn hieher gekommen, wo ich dem Himmel danke, daß ich dich, mein theuerster Bruder, wiedergefunden habe."

Nach diesen Worten fing sie von Neuem an, ihn auf das Zärtlichste zu umarmen, und küßte ihn, unter Thränen, auf die Stirne.

Als Andruccio diese so wohl zusammenhängende Fabel gehört hatte, die von der Sicilianerin ohne Stocken in höchster Unbefangenheit vorgetragen wurde, und als er sich entsann, daß sein Vater wirklich eine Zeitlang in Palermo gelebt; da er auch ferner an sich selbst die Erfahrung gemacht hatte, wie leicht man sich in der Jugend verliebe, und als er dabei die Thränen der Rührung, die Umarmungen und die keuschen Küsse des Mädchens fühlte, so schenkte er ihren Worten im vollsten Maaße Glauben, und versetzte, nachdem sie schwieg:

„Madonna, mein Erstaunen kann Euch nicht im Mindesten befremden, wenn Ihr erwägt, daß mein Vater, was auch der Grund davon gewesen sein mag, weder von Eurer Mutter, noch von Euch, jemals gesprochen, oder daß, wenn er dieß gethan, ich wenigstens kein Wort davon gehört habe. Ich wußte ja von Euch nicht mehr, als wenn Ihr gar nicht auf der Welt gewesen wäret. Je verlassener ich nun hier dastehe, um so angenehmer ist es mir, in Euch eine Schwester gefunden zu haben. In der That, ich wüßte nicht, wie Ihr dem vornehmsten Mann anders als werth und theuer sein könntet, und nun vollends mir, der ich ein nur geringer Handelsmann bin. Nur über Eins möchte ich Euch gern um Aufschluß bitten: „Wie habt Ihr denn erfahren, daß ich hier sei?“ Worauf sie versetzte: diesen Morgen erzählte es mir eine arme Frau, die mich öfters besucht, weil sie, wie sie sagt, bei unserm Vater in Palermo längere Zeit in Diensten stand; und wenn ich es nicht für schicklicher gehalten hätte, daß Du mich besuchtest,

als daß ich zu dir käme, so wäre ich heute schon längst bei dir in deinem Hotel erschienen."

Jetzt befragte sie ihn genau über alle seine Verwandten, welche sie mit Namen nannte, worauf ihr Andruccio vollen Bescheid ertheilte, und jetzt um so fester glaubte, was er nimmer hatte glauben sollen. Nachdem sie sich nun eine Zeitlang in dieser Weise untereinander unterhalten hatten, und die große Hitze noch immer fortwährte, ließ sie Cyperwein und Confekt kommen, und regalirte den Andruccio damit. Als sich nun dieser endlich zur Zeit des Abendessens beurlauben wollte, stellte sie sich höchst gekränkt darüber, daß er so eile, umarmte ihn, und sagte: „Ja, nun sehe ich wohl, wie wenig du dir aus mir machst! Sieh, du bist bei deiner Schwester, die du in deinem Leben noch nie gesehen hast, und in ihrem eigenen Hause, wo du gleich hättest einkehren sollen, und jetzt willst du dich nun von mir losmachen, um im Wirthshaus zu Nacht zu speisen! Obgleich mein Mann ausgegangen ist, was mir sehr leid thut, so werde ich dich doch bewirthen, so gut es in meinen Kräften steht." Andruccio wußte darauf nichts zu sagen, als: „Ich liebe Euch gewiß so innig wie man eine Schwester nur lieben kann; jedoch wenn ich mich nicht einstelle, so wird man mich den ganzen Abend über zu Tische erwarten, und mir mein Ausbleiben als eine Unhöflichkeit auslegen." „Nun, Gott Lob und Dank," versetzte sie darauf, „ich habe noch Jemand im Hause, durch den ich es kann melden lassen, daß man nicht auf dich warten soll. Du würdest aber artiger handeln und am Ende nur deine Schuldigkeit thun, wenn du deinen Freunden sagen ließest, sie möchten hieher zum Abendessen kommen; dann könntet ihr, wenn ihr nun einmal heute nicht blei-

ben wolltet, in Gesellschaft nach Hause gehen." Andruccio erwiederte: nach seinen Gefährten trage er diesen Abend gerade eben kein sonderliches Verlangen, und da sie es einmal wünsche, so möge sie jetzt völlig frei über ihn disponiren. Darauf stellte sie sich, als ob sie in das Hotel melden ließe, man solle ihn für heute Abend nicht zum Nachtessen erwarten. Nachdem sie nun noch Mehreres mit einander gesprochen hatten, setzten sie sich zu Tisch, wo sie mit feinen und zahlreichen Schüsseln bedient wurden. Das verschlagene Mädchen wußte das Mahl bis tief in die Nacht hinein auszudehnen. Als sie nun endlich von Tische aufgestanden waren, und Andruccio nach Hause gehen wollte, erklärte die Sicilianerin, daß sie dieß in keinem Fall zugeben werde. Denn Neapel sei überhaupt, und zumal für einen Fremden, gar nicht der Ort, um des Nachts in den Straßen umherzulaufen. Und als sie habe sagen lassen, daß man mit dem Abendessen nicht auf ihn warten solle, habe sie zugleich in Beziehung auf das Nachtlager dasselbe gethan. Er nun glaubte nicht allein dieß Alles, sondern fand auch, von seinem Wahn betrogen, an der Gesellschaft des Mädchens ein so großes Wohlgefallen, daß er sich mit innerem Vergnügen entschloß, bei ihr zu bleiben. Aus gewissen Absichten spann sie nun auch noch nach Tisch die Unterhaltung weit aus, und erst als schon ein großer Theil der Nacht vorüber war, ließ sie den Andruccio mit einem kleinen Kinde zu etwaiger noch nöthiger Bedienung in ihrem Schlafgemach zurück, und begab sich mit ihrer Dienerin in ein anderes Zimmer.

Die Hitze war noch immer sehr groß, und deßhalb warf Andruccio, als er sich allein sah, Jacke und Beinkleider von sich, und legte Beide unter sein Kopf-

kissen. Weil er nun so eben eine gewisse dringende Nothwendigkeit fühlte, der Natur zu huldigen, so fragte er den Knaben, wohin er sich zu wenden habe. Dieser deutete auf eine Nebenthüre des Zimmers, und sagte, geht nur dort hinein." Andruccio, ohne an etwas Arges denkend, folgte diesem Wink, gerieth aber unglücklicherweise mit dem Fuße auf ein Brett, das sich auf der entgegengesetzten Seite von dem Balken, auf dem es ruhte, losriß, und mit ihm zugleich hinunterstürzte. Indeß war ihm der Himmel so gnädig, daß er sich, so hoch er auch herabfiel, doch keinen Schaden zufügte, wiewohl er mit dem Unflath, welcher jenen Ort erfüllte, über und über besudelt wurde. Zu besserem Verständniß will ich mich etwas deutlicher über diesen Ort erklären. Es waren nehmlich in einem engen Gäßchen auf zwei Balken, die, wie man es unter ähnlichen Umständen oft findet, zwischen den gegenüberstehenden Häusern eingeklemmt waren, einige Bretter befestigt, und auf diesen eine Stelle zum Sitzen angebracht, und mit einem von diesen Brettern war Andruccio hinuntergestürzt. Als er nun, über seinen Unfall erschrocken, nach dem Kinde rief, erhielt er keine Antwort, denn dieses war sogleich zu der Herrin geeilt, und hatte ihr das Geschehene erzählt. Sie lief darauf eiligst in ihr Schlafkabinet, suchte nach Andruccio's Beinkleidern, fand sie, und in diesen seine Börse, welche er immer aus thörichter Besorgniß bei sich trug. Als sie sich nun dessen bemächtigt, worauf sie Jagd gemacht, und weßhalb sie als Palermitanerin die Schwester eines Peruginers gespielt hatte, kümmerte sie sich nicht weiter um ihn, sondern schloß die Thüre zu, durch welche er fortgegangen war.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POC

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRA

PQ
4272
G5A38
Bd.1
T.1

Boccaccio, Giovanni
Das Dekameron